



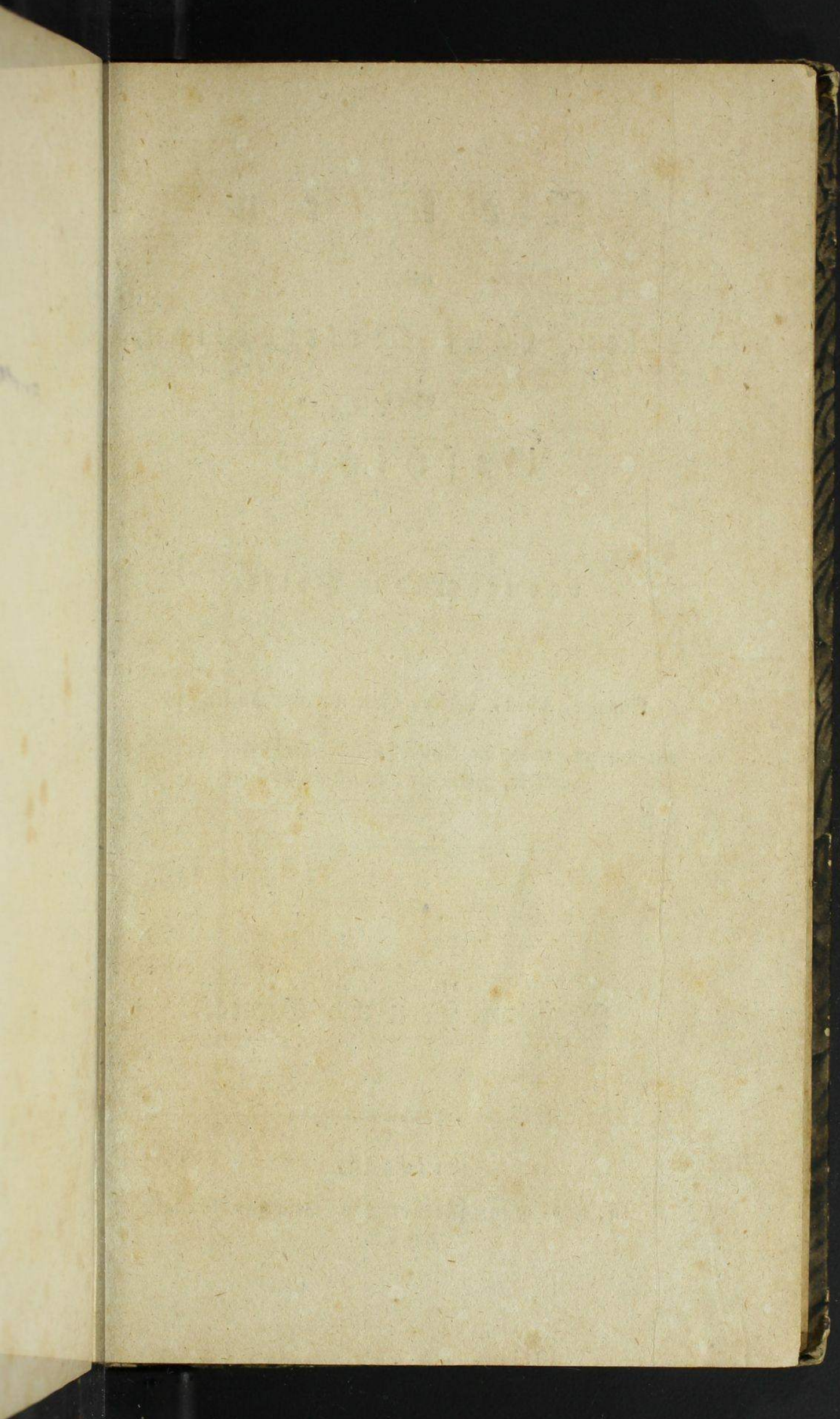
Bergh, J. A.

H-

VW

Burschenschaften

1798



N e i s e n

nach

allen fünf Welttheilen,

oder

G e s c h i c h t e

der

vornehmsten Völker

von

Europa, Asien, Afrika, Amerika und Australien,

mit Kupfern, welche die Kleidertrachten, Geräthschaften, Feste,
Heurathen, Hinrichtungen u. s. w. darstellen.

Brasilien, Peru und Caracas.

Leipzig,

in der Baumgärtnerschen Buchhandlung.

1808.

Dte.

N e i s e

in

Brasilien, Peru und Caracas.

Nach

Lindley, Barrow, Tuckey, Depons

und andern Reisebeschreibern ausgearbeitet

und

herausgegeben

von

J. A. B e r g k.

Mit sechs Kupfern.

Leipzig,

in der Baumgärtnerischen Buchhandlung.

1808.

522.

V o r r e d e.

Der Zweck dieser Reisebeschreibungen geht dahin, eine kurze Uebersicht von dem Lande zu geben, mit dem sie sich beschäftigen. Da aber der Mensch den Menschen am meisten interessirt, und ihm die meisten Vergleichungspunkte gewährt, so sind es besonders die Sitten und Gebräuche, die Naturanlagen und der Charakter, die Beschäftigungen und das Treiben der Nationen, welche dem Leser zur Betrachtung und zum Nachdenken vorgelegt werden. Was der Mensch in andern Welttheilen auf einer niedern Stufe der Kultur noch jetzt ist, das

waren auch wir einst, und wir dürfen hoffen, daß Alles, was Menschenantlig trägt, einst immer menschlicher und besser werden wird.

Die Reisen, welche dieses Bändchen enthält, wovon nach dem Wunsche des Herrn Verlegers jedes bloß acht Bogen stark seyn soll, beschäftigen sich diesmal mit Ländern, welche in dem gegenwärtigen Augenblicke die öffentliche Aufmerksamkeit mehr als je auf sich ziehen. Den 12. Oct. 1808.

Reise in Brasilien.

Einleitung.

Brasilien zieht jetzt mehr als je die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich, weil durch die Vertreibung des Hauses Braganza aus Europa und seine Niederlassung in Brasilien in Südamerika große Veränderungen erfolgen müssen. Ein europäischer Hof in dieser Gegend kann nicht ohne den wichtigsten Einfluß auf die Eingebornen, ihre Kultur und ihr Schicksal seyn, und was Jahrhunderte nicht bewirkt haben, das kann nunmehr in kurzer Zeit geschehen.

Brasilien ist Eines der schönsten und fruchtbarsten Länder der Erde. Es hat ein mildes Klima, einen reichen Boden, ergiebige Bergwerke und eine Menge Produkte, welche in Europa begierig gesucht werden. Es wurde im J. 1500 von dem portugiesischen Admiral Peter Alvarez Cabral entdeckt, den auf seiner Fahrt nach Ostindien ein Sturm nach Amerika etwa unter den 10 Grad südlicher Breite verschlug. Anfänglich hielt er das Land für eine Insel, allein nachdem er einige Tage an der Küste hingeseegelt war, und sie

überall zusammenhängend gefunden hatte, hielt er das Land für einen Theil eines großen festen Landes, das er im Namen seines Königs in Besitz nahm. Den Hafen, wo er landete, nannte er Porto Seguro, und das ganze Land Santa Cruz. Nachmals aber bekam das Letztere den Namen Brasilien und zwar von dem bekannten rothen Holze, das man in Menge fand.

Seine Gestalt ist beinahe dreieckig und seine Größe beträgt mehr als 100,000 Q. M. Es erstreckt sich von dem $1^{\circ} 5'$ N. B. bis zum $33^{\circ} 20'$ S. Breite und läuft über 800 Meilen längs dem Meere fort. In das Innere des Landes erstreckt es sich gegen 500 Meilen. Sein Klima ist mild; die Seelust und die Gebirgswinde mildern die Hitze. Die Morgen bis zum Aufgange der Sonne sind sehr frisch und deshalb gefährlich.

Brasilien hat wie alle Tropenländer bloß zwei Jahreszeiten, eine Trockne und eine Nasse, welche unferm Winter und Sommer fast entgegen gesetzt sind. Im dortigen Sommer herrscht eine eben so große Hitze als Feuchtigkeit. Der Winter ist zwar trocken, aber auch sehr warm. Die Atmosphäre trübt sich in der trocknen Jahreszeit selten. Die Wolken sind sparsam und licht; in der Nacht blizt es öfters. Der Himmel ist sonst heiter und man kann beim Mondenlichte lesen. Die Regenzeit fängt z. B. zu Rio Janeiro im August an und alsdann geht 6 bis 8 Wochen lang kein Tag vorüber, an dem nicht der Regen in Strömen herabstürzt. Auf diese Regen folgen die trocknen außerordentlich heißen Monate November und December.

In das Innere des Landes wird durch die vielen Flüsse die Communication unterhalten.

Die Einwohner, die aus eingebornen Indianern, Portugiesen und Negern bestehen, belaufen sich über 1 Million. Die größten Städte des Landes sind Rio Janeiro, Maranhao, Fernambuko und St. Salvator.

Rio Janeiro.

Diejenigen, welche nach Ostindien segeln, laufen gewöhnlich in Rio Janeiro ein. Die Einfahrt ist anfänglich bloß eine englische Viertelmeile breit, wird aber nach und nach weiter und bildet ein sehr geräumiges Becken, worin die Schiffe gegen die Winde geschützt sind. An beiden Seiten liegen hier und da kleine Inseln, die mit den schönsten Pomeranzenwäldern bedeckt sind. An den Ufern des Hafens nehmen eine Menge Berge ihren Anfang, welche zwischen sich Thäler bilden, in denen eine außerordentliche Fruchtbarkeit herrscht, welche sowohl von der Wärme als der Feuchtigkeit herrührt. Am Hafen wohnen eine Menge Menschen, die sich mit dem Fischfange abgeben, und deren Wohnungen in der Ferne sauber aussehen, im Innern aber voll Schmutz und Unreinigkeiten sind.

Die Stadt Rio Janeiro ist durchgängig von Granitstein erbauet. Ihre Straßen sind regelmäßig und gerade, aber höchst unsauber und eng, so daß die Fenstererker beinahe an einander stoßen. Die Häuser sind größtentheils zwei Stockwerk hoch und haben außerdem noch ein Erdgeschos, worinnen sich Keller oder Kramläden befinden. In denselben ist es warm, schmutzig und unbequem. In den Häusern der Reichen sind die

Fenster von Glas, sonst aber sind sie mit engen hölzernen Gittern verwahrt, hinter welche sich des Abends die Frauenzimmer stellen, um frische Luft zu genießen.

Rio Janeiro hat 18 Kirchspiele, nebst 4 Mönchs- und 3 Nonnenklöstern. Außerdem giebt es in den Vorstädten und auf den benachbarten Inseln noch mehrere kleine Gebäude, worin man Gottesdienst hält. Die Stadt enthält ein Haus für Büsserinnen, in das ausschweifende Frauenzimmer eingesperrt werden, um hier in gänzlicher Abgeschlossenheit von der Welt ihre Sünden zu büßen. Die Geistlichkeit besitzt sehr große Reichthümer an Ländereien, Gebäuden und baarem Gelde. Die Mönche sind sehr bigott und intolerant.

Zu Rio Janeiro darf sich kein Fremder aufhalten, wenn er nicht ein Gewerbe treibt, oder ein öffentliches Amt verwaltet. Diejenigen, welche sich etwa eingeschlichen haben, und dem Befehle nicht gehorchen, sich aus dem Staube zu machen, schafft man mit Gewalt fort, oder schifft sie als Gefangene nach Lissabon ein.

Unter den Gebäuden zeichnet sich der Pallast des Vicekönigs, das Opernhaus und die Münze aus. Im Opernhause, in welchem man bloß Donnerstags, Sonnabends und an den meisten Festtagen spielt, führt man alle Arten von Schauspielen auf. Der Dialog ist in portugiesischer, die Gesänge aber sind in italienischer Sprache abgefaßt.

Die Stadt wird von einer Anhöhe, vermittelst einer Wasserleitung, die aus einer doppelten Reihe Schwibbögen besteht, mit Wasser versorgt. Im Sommer wird der öffentliche Garten zahlreich besucht; im Winter aber

gar nicht, denn die Damen bleiben während dieser Jahreszeit beständig zu Hause und die Mannspersonen haben auch kein Vergnügen an Spazierengehen.

Unter den Einwohnern bemerkt man keine verhältnißmäßige Abstufung der Vermögensumstände, welches für das Ganze höchst nachtheilig ist, sondern bloß Reiche und Arme. Jene sind eben so stolz als unwissend, eben so prahlhänsig als geizig, und diese brauchen ebenfalls nicht zu betteln, weil die Natur ihnen alles von freiem Stücken giebt, was sie zu ihrem Lebensunterhalte brauchen. Jeder, welcher sich ein halbes Duzend Sklaven halten kann, lebt von dem Ertrage ihrer Arbeit und bringt seine Tage mit müßigem Herumschlendern auf den Gassen zu. Die Einwohner sind bald äußerst knifkerig, bald wieder höchst verschwenderisch. Sie gefallen sich in Extremen. Bei ihren Gastereien herrscht der größte Aufwand, der um so größer ist, je seltener sie sind. Wie aber Menschen, denen bloß die Endpunkte gefallen, weder Geschmack noch eine richtige Urtheilskraft verrathen, so ist dies auch mit den Einwohnern von Rio Janeiro der Fall, wovon sehr Viele eben so geschmacklos als unreinlich sind.

Die Equipagen reicher und vornehmer Leute bestehen aus Kabriclets, die mit Mauleseln bespannt sind; Viele lassen sich auch von ihren Sklaven in Tragsesseln tragen, welche ringsum mit Vorhängen versehen sind. Vorzüglich machen die Damen von diesen Tragsesseln Gebrauch. Die Mannspersonen lieben sehr die Jagd und Hasardspiele.

Da sich der Verkehr zwischen Europa und Brasilien immer mehr vervielfältigt, so fangen auch

die Sitten der Einwohner des Letztern zu verfeinern an. Der Umgang schleift das Rohe im Betragen ab, befördert Kultur und verbreitet Aufklärung. Sowohl Mannspersonen als Frauenzimmer tragen sich nach französischer Art; Degen und Federhüte sind ganz aus der Mode gekommen, und nur Leute aus der niedrigsten Volksklasse lassen sich noch in Mänteln sehen. Mannspersonen, welche mit Engländern in einiger Verbindung stehen, ahmen diesen in ihrem Anzuge slavisch nach. Die Frauenzimmer haben in den Haaren eine außerordentliche Menge glänzender Steine, z. B. Topasen, Amethysten, Chrysolithen u. s. w., denen man in Brasilien aber keinen großen Werth beilegt. Die Frauenzimmer sehen selten hübsch aus, ob sie schon schwarze Augen haben, deren Glanz ihren dunkelbraunen Gesichtern ein brillantes Ansehen giebt und ihnen einen gewissen Ausdruck mittheilt, der aber nicht sowohl von sanften Empfindungen als vielmehr von Wollust zeugt. Ihre Augenbraunen sehen schön schwarz aus, die Augenwimpern sind seidenweich und lang; und ihr langes schwarzes Haar lassen sie wild um den Kopf herumflattern; sie scheinen aber dasselbe, wie bei den Portugiesinnen in Europa, nicht ganz von Ungeziefer frei zu halten, wie man aus gewissen Bewegungen der Finger urtheilen kann. Die Brasilianerinnen haben die sonderbare Sitte, daß sie alle Augenblicke ausspucken, ohne dabei auf ihre Umgebungen Rücksicht zu nehmen.

Die Einwohner lieben Musik und Gesang und sollen in diesen Künsten sich sehr auszeichnen. Die Frauenzimmer sind außerordentliche Liebhaberinnen vom Tanzen, und entwickeln bei dieser Gelegenheit ungemein viel

Grazie. Sie tanzen nicht bloß Nationaltänze, sondern auch englische; bisweilen führen sie selbst indianische Tänze auf, welche aber das Zartgefühl gar sehr beleidigen. Die Anzahl der Frauenzimmer soll zu Rio Janeiro weit größer als jene der Mannspersonen sey.

In allen heißen Gegenden der Erde reift das weibliche Geschlecht sehr früh und wird sehr zeitig alt. Zwischen den verschiedenen Perioden des Reifwerdens und des Hinwelkens einer Brasilianerin findet beinahe gar kein Zwischenraum Statt. In ihrem 14. Jahre wird sie Mutter; im 16. stehen ihre Reize in voller Blüthe, und im 20. sind diese verschwunden. Die Mannspersonen sind, wie fast in allen heißen Himmelsstrichen, sehr eifersüchtig, und ein Frauenzimmer hat von dem Tage seiner Verlobung an viel von der Eifersucht seines Geliebten auszustehen. Verreiset derselbe etwa noch vor der Hochzeit, so wird es unter irgend einem Vorwande in ein Kloster eingesperrt, wo man es so lange aufbewahrt, bis er wieder kommt. Dieser Argwohn entzweiet die Gemüther, und veranlaßt oft Vergehungen, die der Gatte auf die blutigste Art rächt. Die Ehebrecherinnen werden gewöhnlich des Landes verwiesen und auf die afrikanische Küste gebracht. Ertappt der Mann seine Frau auf frischer That, so darf er sowohl diese als ihren Buhler ermorden.

Die öffentlichen Plätze zu Rio Janeiro sind mit Springbrunnen verziert, denen man das Wasser aus einer beträchtlichen Entfernung zuführt, weil es keinen Fluß von Bedeutung in der Nähe der Stadt giebt.

In den Gewölben der Kaufleute trifft man alle Arten von englischen Waaren an. Die Märkte sind reichlich

mit Gemüsen und Obst versehen; und die Handwerker scheinen viel zu thun zu haben.

Die Stadt Rio Janeiro ist höchst ungesund, weil sie überall von Anhöhen umgeben ist, und die Luft keinen freien Durchzug hat. Die Einwohner erreichen daher selten ein hohes Alter. Die Morgen und Abende sind feucht; besonders verursachen die feuchten Nächte nach der glühenden Tageshize viel Faul- und Wechsel- fieber. Selbst die Elephantiasis ist sowohl unter den Eingebornen und Negern als auch unter den Europäern häufig; sie greift besonders die Haut an, und die Glieder des Kranken werden so dick, wie Elephantenfüße.

Noch schädlicher als die Berge und dicken Waldungen sind die Sümpfe in der Nachbarschaft der Stadt, die man ungehindert die Luft verpesten läßt, ob man sie schon leicht austrocknen könnte. Sie erzeugen ungeheuere Schwärme von Muskitos, die vorzüglich den Fremden sehr beschwerlich fallen. Halten sich diese aber länger hier auf, so haben sie nachmals nicht viel mehr von ihnen auszustehen, weil vielleicht ihre Haut gegen die Stiche unempfindlicher werden.

An Manufakturen und Fabriken ist beinahe gar nicht zu denken. Außer einer kleinen Koschenillefabrik giebt es noch eine Thranhütte, wo man den Speck des schwarzen Wallfisches aussiedet, und das Fischbein reinigt. Diesen Wallfisch findet man nicht mehr hier in der Nähe, sondern an entferntern Küsten, die durch die Schifffahrt nicht so sehr beunruhigt werden. Dem weissen Wallfische, der den Wallrath liefert, jagt man oft sogar bis in die Südsee nach. Einige von diesen

Fischen sind so groß, daß ein Einziger bisweilen 6000 Rthlr. einträgt.

In einem Theile des Hafens befinden sich die Verhältnisse der Sklaven, die man meistens von Angola und Benguela von der afrikanischen Küste einbringt, und die in denselben zum Verkaufe zubereitet werden. Man reinigt sie hier, salbt und mästet sie, um ihnen ein besseres Ansehen zu geben und ihre Gebrechen zu verbergen. Es werden jährlich 20,000 Sklaven nach Brasilien eingeführt, wovon Rio Janeiro etwa 5000 braucht. Jeder Sklave kommt im Durchschnitte etwa auf 168 Rthlr. zu stehen. Man rechnet die Anzahl der Sklaven in ganz Brasilien auf wenigstens 600,000, welche theils geborne Afrikaner, theils Abkömmlinge von denselben sind. In Rio Janeiro sollen sich 40,000 Sklaven und Freigelassene und nur ungefähr 3000 Weiße befinden. In Brasilien werden die Sklaven, die auf den Plantagen arbeiten, zwei Tage in der Woche zu ihren eigenen Arbeiten freigegeben. Man klagt sehr über ihren großen Hang zum Lügen und Stehlen, allein dies sind Fehler aller rohen Nationen, weil ihr Verstand noch nicht so weit ausgebildet, daß sie einen gehörigen Begriff von Eigenthum und der Wahrheit hätten, und ihr Herz noch nicht so veredelt ist, daß sie Ehrfurcht gegen dieselben fühlten. Der Sklavenstand erbt in Brasilien von der Mutter auf die Kinder fort, obschon der Vater ein Weißer ist. Die afrikanischen Schwarzen scheinen sich zu Rio Janeiro ganz gut in ihre Lage zu finden; sie besitzen ein lebhaftes munteres Temperament, überlassen sich bei jeder Gelegenheit ungezwungen der Freude und nehmen daher nur

selten ihre Zuflucht zum Trunke, um die Erinnerung an das Schreckliche ihrer Lage zu ersticken. Musik und Tanz lieben sie leidenschaftlich, und oft hört man einen schwarzen Miethkutscher auf der Guitarre spielen, sobald er mit seinem Wagen halten muß. Die Krone besitzt sehr viele Sklaven, von denen sie allein 10,000 in den Diamantgruben braucht.

Die Vertheidigungsmittel, welche der Regierung gegen äußere Feinde zu Rio Janeiro zu Gebote stehen, sind sehr beträchtlich. Dasselbe ist theils durch Kunst, theils durch Natur in einem so guten Vertheidigungszustande, daß es einer feindlichen fremden Macht viel Mühe kosten dürfte, sich desselben zu bemächtigen.

Bezirk von Rio Janeiro.

Der Boden ist höchst fruchtbar, aber lange nicht so gut benutzt, als dies seyn könnte. Die vorzüglichsten Pflanzengewächse in dieser Gegend sind Zucker, Kaffee, Baumwolle, Cacao, Tabak und Indigo. Bloß das Zuckerrohr ist hier einheimisch, das die ersten Ansiedler wild wachsend fanden. Der Brasiliantabak wird hier theils in Sigarros, theils in Schnupftabak verbraucht, und der Anbau des Indigo ist sehr in Verfall gerathen, seitdem Europa von Ostindien aus mit diesen Waaren so reichlich versorgt wird.

Der Boden ist allenthalben so außerordentlich fruchtbar, daß der Landmann nur mit Mühe der allzu üppigen Vegetation Einhalt thut, und daß er vollauf zu thun hat, damit kein Gestrüpp und kein Gesträuch

auf den Feldern wächst. Vernachlässigt er einige Monate lang das Ausjäten, so schießt eine große Menge in einander verwickeltes Buschwerk empor, das mit Schlingpflanzen so durchflochten wird, daß man nicht hindurch kommen kann.

In Rio Janeiro werden nicht weniger als 12 verschiedene Arten von Pomeranzen gezogen, und alle übrigen Südfrüchte kommen fast ohne alle Wartung und Pflege fort. Selbst die indischen Spezereien gedeihen in dem hiesigen Boden vortrefflich, und der Pfeffer scheint ziemlich gut zu gerathen. Ueberhaupt kommen alle Pflanzengewächse vortrefflich fort, die in der heißen Zone einheimisch sind.

Die brasilianischen Pferde sind klein und können nicht viel vertragen. In den innern Gegenden des Landes laufen sie heerdenweise umher und man fängt sie nicht eher ein, als bis einer oder der andere Einwohner eine Reise machen will. Können sie nicht mehr fort, oder braucht man sie nicht mehr, so läßt man sie wieder laufen.

Die Maulesel, die nicht weit von der Stadt in ganzen Heeren weiden, braucht man hauptsächlich zum Tragen, und da das Land allenthalben voll steiler Anhöhen ist, so kann man sich weit besser auf sie verlassen, als auf andere Thiere. Ochsen bringt man von dem Rio Grande hierher, wo sie sehr wohlfeil sind, und wo man sie bloß wegen des Talgs und der Häute schlachtet. Wenn sie zu Rio Janeiro anlangen, so sehen sie höchst erbärmlich aus, weil man sie unterwegs schlecht hält, und doch werden sie theuer, das Stück z. B. mit 18 bis 24 Rthlen bezahlt.

Die Güter der Pächter sind mit Hecken von Lemonien- und Pomeranzenbäumen umgeben, zwischen denen allerlei Strauchwerk wächst, das herrliche Blüten trägt und einen köstlichen Wohlgeruch verbreitet. Des Nachts sehen die Bäume nicht anders aus, als ob sie in Feuer ständen, weil unter ihren Zweigen zahllose Johanniswürmchen weilen.

Der Handel hat zu Rio Janeiro zwar mit großen Hindernissen zu kämpfen, die man ihm durch Monopolen, Verbote, Abgaben von zehn Procent und besonders durch die außerordentlich große Faulenzerei der Portugiesen in den Weg legt, allein er ist doch sehr beträchtlich und nahm von Jahre zu Jahre immer zu. Er war bisher bloß auf Portugal beschränkt; aller Handel mit Ausländern oder vermittelst fremder Schiffe war streng verboten. Die Kauffahrer der Brasilianer durften in keinen andern Hafen einlaufen, als zu Lissabon und Porto, von wo sie jährlich in drei Flotten ab- und zufuhren. Vor mehreren Jahren erhielt aber jeder einzelne Kauffahrer Erlaubniß, aus Europa abzufegeln, wann es ihm beliebt. Jedes fremde Schiff, das an der Küste von Brasilien Handel treibt, wird ohne weitere Umstände confiscirt. Gleichwohl ist der Schleichhandel sehr beträchtlich. Der Totalwerth der Ausfuhr aus Rio Janeiro, die hauptsächlich in Zucker, Gold, Silber, rohen Häuten, Baumwolle, Rum, Kaffee u. s. w. besteht, betrug bisher jährlich 9,683,850 Rthlr. Die Brasilianer haben keine Silberbergwerke, sondern bekommen ihr Silber in Thalern ausgeprägt aus den spanischen Colonien und es geht nach Ostindien und China.

In dem Bezirk von Rio Janeiro sind heute zu Tage wenig ursprüngliche Indianer mehr anzutreffen. Die Europäer haben sie verdrängt, oder sie sind ausgestorben. Dies ist jedesmal der Fall, sobald gebildete Völker mit ungebildeten zusammentreffen. Die Portugiesen nennen sie faule unthätige Menschen, und gebrauchen sie daher bloß als Bootsknechte. Sie werden als freie Leute angesehen und die Regierung hat es streng verboten, sie auf andere Art als durch gütliches Zureden zum christlichen Glauben zu bekehren.

Ursprüngliche Einwohner Brasiliens.

Das Innere des Landes ist uns noch sehr wenig bekannt, und wenn nicht die Missionarien auf 470 Meilen vom Meere gegen Peru hin vorgebrungen wären, so hätten wir noch keine Kenntniß von demselben. Hier giebt es sowohl gegen Süden als gegen Westen Missionen der Jesuiten, welche die Einwohner zu belehren und zum Christenthume zu bekehren suchen, allein die Anzahl der ursprünglichen Einwohner ist nirgends mehr so groß, als sie sonst gewesen ist. Die ersten Europäer fanden an der Küste Brasiliens sehr viele kleine Nationen, die sich beinahe sämmtlich in Ansehung der Sprache und der Sitten von einander unterschieden. Einige sind den Portugiesen unterworfen, Andere nicht. Die Letztern nennt man *Tapuyes*, worunter man alle Indianer versteht, die im Innern des Landes wohnen und sich den Europäern nicht unterworfen haben. Man hält sie für die wildesten, streitbarsten und mächtigsten. Laet sagt, daß

76 Nationen zu ihnen gehören, oder unter ihnen stehen, welche zum Theil eine ganz verschiedene Sprache sprechen.

Die ursprünglichen Einwohner haben alle viel Aehnliches mit einander. Sie gehen größtentheils ganz nackt, weil ihnen das ihr Himmelsstrich gestattet, doch bedecken sie die Schaamtheile mit Federn und andern Sachen. Keiner leidet an irgend einem Theile des Körpers ein Haar, außer denen, welche die Augen schützen und auf dem Kopfe; die Letztern aber scheidet und schneidet man so verschieden, daß man die Nationen daran erkennen kann. Geht aber jemand aus der Freundschaft mit Tode ab, so pflegen sie auch die Haare auf dem Kopfe zu scheeren.

Alle bemalen die Haut ihres Körpers, besonders mit schwarzer Farbe von der Frucht *Jenipába*, deren Saft so tief eindringt, daß, wenn sie die Farbe wieder wegwischen wollen, sie fast 14 Tage damit zubringen. Außerdem verschönern sie sich mit Muscheln, Korallen und Federn und verunstalten gewisse Theile des Körpers. Bisweilen machen sie sich einen Mantel von schönen Federn, die sie zugleich gegen den Regen schützen, oder sie bekleben sich auch das Gesicht und den Leib damit, daß sie eher einem Vogel als einem Menschen ähnlich sehen. In den Missionen der Jesuiten bekleiden sie sich, wenn sie ihre Feste feiern, mit kleinen aus Federn gemachten Schürzen, an denen mehrere Kugeln hängen, welche beim Tanzen einen großen Lärm machen.

Die Männer machen sich ein Loch in die Unterlippe, um einen grünen Stein darein legen zu können. Andere brauchen auch einen weißen Stein, der dem Marmor

gleich, und oben mit zwei Haken ausgeschärft ist, damit er in der Lippe desto fester hängen bleibt. Dies giebt ihnen das Ansehen, als ob sie einen doppelten Mund hätten. Noch abscheulicher verunstaltet sich eine Nation bei Maranhao, welcher die Portugiesen den Namen Gamella geben: dies kommt von einer hölzernen gemalten kleinen Schüssel her, die sie in den ganz ausgedehnten Mund legen. Die Unterlippen sind so weich und heruntergezogen, daß, wenn sie diese Schüssel aus dem Munde thun, dieselben ganz herabhängen, so daß sie fast weder essen noch trinken können, wenn sie dieselbe nicht wieder hinein thun. Der Jesuit Eckart sah im J. 1753 im Hofe des Jesuitercollegiums in Maranhao einen so verunstalteten Indianer mit Bogen und Pfeilen bewaffnet tanzen. Der Gesang, den er dazu anstimmte, gleich mehr der Stimme eines wilden Thieres als eines Menschen.

Der Kopf und die Schultern sind breit und die Mütter haben die sonderbare Gewohnheit, ihren Kindern die Nase zu pletschen. Ihre Hautfarbe ist kupferfarbig; das Haar ist lang, straff und schwarz.

Ihre Wohnungen bestehen aus Hürden von Baumstämmen, die bei Einigen mit Lehm verbunden und mit Baumrinde gedeckt sind. Die Ortschaften enthalten viele solcher Cabanen, die neben einander errichtet sind. Ihre Wohnörter schützen sie durch Einfassungen oder Mauern von großen Steinen. Die einzelnen Hütten oder Cabanen sind oft von einem solchen Umfange, daß sie mehrere Familien fassen können.

Die Indianer in Brasilien leben in der Vielweiberei; doch darf sich kein Ehemann mit andern Weibern

einlassen, außer mit denen, welche von ihm als seine Frauen anerkannt sind. Kein Jüngling darf eher heirathen, als bis er einige Feinde getödtet hat. Die Mädchen weisen jeden Feigen ab. Ehebruch ist äußerst selten, und die Frau, die dies Verbrechen begeht, verfällt in Todesstrafe. Vor der Ehe hingegen können sich die Mädchen anbieten, wem sie wollen, die Menge ihrer frühern Liebhaber schreckt niemand ab, sie zur Frau zu nehmen. Bei der Niederkunft einer Frau verrichtet der Vater das Amt der Hebamme. Die neugeborenen Kinder werden außer der Muttermilch noch mit Maizbrei genährt. Nur einen oder zwei Tage hütet die Mutter das Hängebette oder den Hamak; sie trägt das Kind in einer Binde von Baumwolle, die am Halse herabhängt. Bei Einigen dieser Völkerschaften legt sich auch der Vater ins Bette und hält die Wochen.

Alle wilde Nationen bürden den Frauen die beschwerlichsten Arbeiten auf, und sobald das weibliche Geschlecht schonend behandelt wird, kann man dieses als ein Merkmal der Verfeinerung der Sitten und einer höhern Verstandescultur ansehen. Außer dem Stricken der Netze, der Hängebetten und anderer Zeugnisse und dem Verfertigen und Bemalen der irdenen Gefäße, müssen die Weiber in Brasilien ihren Männern im Kriege die Lebensmittel nachtragen und bei den Völkern, die Ackerbau treiben, das Feld bestellen. Selbst wenn sie schwanger sind, werden sie nicht von dieser Arbeit frei gesprochen.

Die Erziehung der Kinder beschränkt sich hauptsächlich auf die Jagd, den Fischfang und den Krieg. Unter sich betragen sie sich ruhig und friedlich; werden sie aber

beleidigt, so sind sie unversöhnlich, und der Tod eines Verwandten kann nur durch den Tod seines Mörders oder dessen Verwandten wieder gut gemacht werden. Gegen Fremde, mit denen sie nicht in Feindschaft leben, sind sie sehr gastfrei. Sobald derselbe, erzählt Lery, in eine Cabane tritt, nöthigt man ihn, sich in ein Hamagebette (Hamak) zu setzen. Der Hauswirth versammelt hierauf seine Frauen, und diese kauern um den Hamak herum nieder, um den Gast bequemer unterhalten zu können. Mit Freudenthränen reden sie ihn folgendermaßen an: „Wie bist du doch so gut! Du hast dich bemühet zu uns hierher zu kommen. Du bist recht hübsch; Du bist tapfer. Wir sind dir wahrlich große Verbindlichkeit schuldig.“ Dann erfordert die gute Lebensart von Seiten des Fremden, zu zeigen, daß er von diesen Aeußerungen gerührt ist, und dies muß er wo möglich durch Thränen des Danks oder wenigstens durch einige Seufzer thun. Hierauf tritt der Hansvater (Mussucat), der bis dahin gar nicht auf seinen Gast zu achten scheint, näher, und erkundigt sich nach seinem Befinden und nach der Absicht seiner Reise. Ist er zu Fuß, so läßt er Wasser bringen und die Weiber waschen dem Fremden die Füße. Wünscht dieser zu essen, so wird Wildpret, Fische und Getränke herbeigeschafft. Uebnachtet er da, so hängt man für ihn einen reinen weißen Hamak auf, macht Feuer umher, setzt aber eine Art Schirm davor, damit der Reisende nicht im Schlafe gestört wird. Beim Erwachen bietet ihm der Wirth einen guten Morgen und entläßt ihn froh und zufrieden.

Die Brasilianer haben, wie beinahe alle unskulturirte Nationen, von dem eigentlichen Handel und von

Gewerben keinen Begriff. Wie sie über die Wegführung des Färbholzes aus ihrem Lande denken, ersieht man aus dem Gespräche, das Lery mit einem bejahrten Manne hatte. Dieser redete Lery folgendermaßen an:

Brasilianer. Wie geht es zu, daß Ihr Mairen und Peroer (Franzosen und Portugiesen) so weit her kommt, um Holz zu holen, um Euch zu wärmen? Giebt es denn in Eurem Lande kein Holz?

Lery. Allerdings haben wir bei uns Holz und zwar in großer Menge, aber nicht von der Art, wie dieses hier, das wir nicht zum Brennen, sondern, wie Ihr selbst zum Färben eurer Schnüren und Federn, brauchen.

Br. Aber wie braucht Ihr denn so viel davon?

L. Ein einziger Kaufmann unsers Landes hat mehr Euch und Fries, als Du jemals gesehen hast, und dieser allein kauft daher zum Rothfärben eine ganze Schiffsladung des Arabutan.

Br. Ach! was für Wunderdinge mir Du da erzählst! Aber jener reiche Kaufmann, stirbt er denn nicht?

L. Freilich stirbt er wie andre Menschen.

Br. Und wenn er nun todt ist, wem gehört denn alles, was er hinterläßt?

L. Seinen Kindern, und wenn er keine hat, seinen Brüdern, Schwestern oder sonstigen Anverwandten.

Br. Wahrlich jetzt erst sehe ich ein, daß Ihr Franzosen große Narren seyd. Müßt Ihr denn Euch so sehr anstrengen, und so weit über das Meer reisen, um für diejenigen Reichthümer zu sammeln, die

nach Euch leben, als wäre die Erde, die Euch doch ernährt, nicht hinlänglich, jene gleichfalls zu ernähren? Wir haben auch Kinder und Anverwandte, wie Ihr, und wir lieben sie, wie du siehst; allein da wir wissen, daß die Erde, die uns ernährt, auch sie ernähren wird, so verlassen wir uns ruhig hierauf.“

Die Wilden in Amerika sind größtentheils Jäger, und sie leben von der Jagd. Ihr Leben ist daher höchst einfach; es ist bei den Männern zwischen Jagen, Kriegen, Essen und Schlafen getheilt. Das Leben des Menschen wird erst mannichfaltig und genussreich, wenn er cultivirt ist; je mehr er Gedanken hat, desto vielfacher sind die Ansichten und sowohl die Freuden als die Leiden des Lebens. Die Vergnügungen der Eingebornen in Brasilien bestehen in Schmausereien, feierlichen Kriegsgelagen und im Tanzen.

Vielleicht lebt jetzt kein Volk auf der Erde, das nicht einige Begriffe von höhern Wesen habe, die mächtiger sind, als der Mensch; denn wer lebt, der muß auch denken, und die Gedanken erben fort. Jede Nation sieht um sich Naturerscheinungen, die sie kräftig aufregen, ihren Geisteschlummer verscheuchen und bei ihr den Glauben an Götter erzeugen. Wenn man auch bei den Brasilianern weder einen eigentlichen Cultus, noch auch einen deutlich bestimmten Begriff von der Gottheit findet, so bemerkt man doch Aeußerungen an ihnen, welche auf überirdische Wesen hindeuten. Mit dem Worte Tupau (Donner) verbinden sie die Idee einer übernatürlichen Macht, welche sie den Ackerbau gelehrt haben soll. Sie haben selbst einen Begriff von einem Leben nach dem Tode, welcher schwerer zu erringen

ist und daher auch später zum Vorschein kam, als die Idee von der Gottheit und dem Daseyn derselben. Sie glaubten, nach ihrem Tode bleibe noch etwas übrig, und Mehrere von den Ihrigen seyn in Geister verwandelt worden. Wo Unwissenheit und Aberglaube herrschen, da fehlt es auch nicht leicht an Wahrsagern. Die Brasilianer ziehen sie vorzüglich bei ihren Krankheiten und bei dem Vorherwissen ihres Schicksals zu Rathe.

Lery wohnte einst einer feierlichen Ceremonie bei, wobei Gesänge mit sonderbaren Tänzen und Leibesbewegungen verbunden waren. Bei solchen Feierlichkeiten schäumen oft die handelnden Personen, so sehr gerathen sie in Wuth. Man bereitet sich durch dieselben hauptsächlich zum Kriege vor, und bei solchen Gelegenheiten lassen sie sich von dem Anführer durch lange Schilfröhre Tabaksdampf anblasen, daß sie fast sinnlos werden. Ihre Kriege machen sie mehr durch Hinterlist und Ueberfälle als in offenen Treffen aus. An ihren gefangenen Feinden üben sie die größten Grausamkeiten aus. Im Kriege tragen ihnen die Weiber die Lebensmittel nach. Ihre Angriffe thun sie hauptsächlich des Nachts; bei Tage halten sie sich in der Nähe der Städte und Dörfer verborgen, welche sie dann im Finstern überfallen und die Wohnungen in Brand stecken. Im Kampfe suchen sie ihren Muth durch ein gräßliches Geheul zu erhöhen. Lery war Augenzeuge eines Feldzuges. Als die Unsrigen, sagt er, den Feind in der Entfernung einer Viertelmeile gewahr wurden, fiengen sie an zu brüllen, und so wie die beiden Parteien einander näher kamen, verstärkten sie dies, bliesen in ihre Kriegshörner,

streckten die Arme gegen einander drohend aus und zeigten die Knochen der Gefangenen, die sie gefressen hatten, wie auch die Reihen Zähne, welche sie am Halse herabhängen hatten. Sobald sie einander bis zur Schußweite nahe gerückt waren, sah man die Luft mit Pfeilen erfüllt. Es war ein sonderbares Schauspiel, mehrere tausend Pfeile mit ihrer großen Befiederung von rothen, blauen, grünen und gelben Federn in der Luft durch die Sonne glänzen zu sehen. Diejenigen, welche die Pfeile trafen, rissen sie wüthend aus ihren Wunden, zerbrachen sie und zerbissen sie mit den Zähnen. Das Gefecht wurde mit solcher Wuth fortgesetzt, daß solche, die gelähmt, ja sogar tödtlich verwundet waren, nicht zurück wichen. Endlich kam's zum Handgemenge und nun erfolgte eine fürchterliche Scene. Mit den schweren Keulen schlug jeder wüthend auf seinen Gegner los und suchte zugleich durch Behendigkeit und Geschicklichkeit der Bewegungen den Streichen desselben auszuweichen. Traf der Schlag, so erfolgte der Tod meistens auf der Stelle.

In diesem Treffen wurden von der besiegten Partei dreißig Männer und Weiber gefangen genommen, die man mit nach Hause nahm, und da auf das Beste nährte, um sie zu mästen. Die Wuth des Wilden ist die erste Veranlassung zum Menschenfressen; seine Rache kennt keine Grenze; nicht Blut stillt seinen Zorn, sondern die gänzliche Vernichtung seines Feindes. Was die Wuth veranlaßt, das wird nach und nach zur Gewohnheit, zur feierlichen Sitte. Dies geschieht aber nur so lange, als der Mensch beinahe bloß Thier ist. Ist er hingegen etwas ausgebildet, so verabscheuet er

eine Speise, die von dem Fleische seines Gleichen genommen ist.

Wenn die Gefangenen nun geschlachtet werden sollen, richten die Weiber große Gefäße mit berausenden Getränken zu. Der Eigenthümer des Gefangenen, der zum Opfer bestimmt ist, ladet alsdann zur Hinrichtung die ganze Ortschaft ein, und erwählt einen Mann, den er zu ehren gedenkt, zum Opferer. Das Fest nimmt seinen Anfang; man trinkt, tanzt und singt in einem unmäßigen Grade, und das unglückliche Schlachtopfer muß daran lebhaft Theil nehmen. Zu dieser Feierlichkeit bemahlt man den Gefangenen mit verschiedenen Farben, und ob er schon seinen Tod vor Augen sieht, so bleibt er sich doch gleich, und stimmt unter stetem Zechen Loblieder zu Ehren seiner Vorfahren an, worin er alle die Grausamkeiten hererzählt, welche seine Nation gegen diejenige verübt hat, die ihn jetzt hinrichten will. Sind die Getränke hinreichend, so dauern solche Gelage öfters drei Tage.

Der Henker, der sich bis jetzt nicht hat sehen lassen, kommt nunmehr zum Vorscheine. Er ist vielfarbig bemahlt, und mit Federn geschmückt; die Keule, womit er den Gefangenen erschlägt, haben die Weiber ebenfalls mit bunten Federn und Bändern geschmückt; sie wird von den angesehensten und am besten gepuzten Kriegern herbeigebracht, und dem Henker feierlich von dem Oberhaupte der *Aldeja* (der Wohnungen eines bestimmten Bezirks) überreicht. Vorher hat man dem Gefangenen einen Strick um die Mitte des Leibes geschlungen, woran ihn zwei Männer halten, und nachdem man ihm Steine und Scherben hingelegt hat,

fodert man ihn unter Ankündigung seines Todes auf, sich zu rächen. Er giebt sich alle Mühe, dies zu thun, und er verwundet oft Mehrere von seinen Feinden durch Steinwürfe, ob sie schon mit Schildern bedeckt sind.

Hierauf tritt der Opferer hervor, erinnert den Gefangenen, wie viel seine Nation der Seinigen getödtet, wie viel sie gefressen, und wie viel sie seinem Volke Unglück zugesügt hat. Triumphirend giebt der Gefangene ihm Beifall und versichert, daß seine Nation seinen Tod auf das fürchterlichste rächen werde. Alsdann erfolgt schnell der Todesstreich, der mit solcher Gewißheit geführt wird, daß der Unglückliche gewöhnlich sogleich ohne weitere Spuren des Lebens niederstürzt. Jetzt fällt die Frau, die man ihm während seiner Gefangenschaft gegeben hat, über ihn her, beklagt und beweint ihn, allein alles dies ist bloß Ceremonie.

Die Weiber nehmen alsdann den Leichnam, waschen und reinigen ihn, und der Eigenthümer zerlegt den Körper des Todten. Die zuerst davon getrennten Glieder, die Arme und Beine werden mit Feierlichkeit in der Ortschaft herum getragen. Hierauf zerstückelt man den Rumpf, und bei dieser ganzen schrecklichen Operation beschmieret man den Kindern das Gesicht, besonders den Mund mit dem herausströmenden Blute. Nunmehr werden die zerschnittenen Theile vertheilt, geröstet und mit lautem Jubel verzehret. Die Weiber bekommen bloß die Eingeweide und den Kopf. Die Frau des Erschlagenen zeigt bei diesem gräßlichem Mahle ein ganz anderes Betragen als vorher.

Das Brod, das sie backen, ist von Maniok; fehlt es ihnen an diesem, so essen sie Früchte, Wurzeln, Fleisch und Fische, welche sie immer im Ueberflusse haben können. Ihr gewöhnliches Getränk ist Wasser; doch verfertigen sie auch Getränke aus Früchten und Wurzeln, womit sie sich berauschen. Das Tabakrauchen ist unter ihnen sehr gewöhnlich.

Die Europäer haben die Ureinwohner des Landes theils verdrängt, theils vernichtet, und wo diese mit jenen zusammen leben oder sich berühren, da haben sie auch Mehrere von ihren ursprünglichen Sitten und Gebräuchen verloren. Die Anzahl der Eingebornen ist nicht bekannt, so wie dies fast in allen außereuropäischen Landen der Fall ist, wo man weder Geburts- noch Sterbelisten hält, noch sonst eine Zählung anstellt.

Angesiedelte Einwohner.

Diese bestehen 1) in Portugiesen, welche zwar die kleinste Anzahl ausmachen, aber die angesehensten Stellen verwalten.

2) In Negern, welche man deshalb in Brasilien einführte, weil die Portugiesen nicht vermochten, die Einwohner dahin zu bringen, daß sie die Arbeiten in den Bergwerken und auf den Pflanzungen übernahmen. Vor etlichen zwanzig Jahren gab Kayaal ihre Anzahl etwas über 347,000 an. Die Arbeiten, welche sie wöchentlich zu verrichten haben, können sie in ungefähr 4 Tagen zu Stande bringen; die beiden übrigen Tage können sie für sich arbeiten; sie müssen aber so viel gewin-

nen, daß sie sich nähren und kleiden können. Viele Neger erwerben sich auf diese Art so viel, daß sie ihre Freiheit erkaufen können. Die Anzahl der freien Neger ist daher sehr beträchtlich. Die Neger bebauen das Feld, verrichten die Hausarbeiten und arbeiten in den Bergwerken. Das Loos der Letztern ist am drückendsten, weil sie nach der Menge der Ausbeute bezahlt werden. Da diese aber sehr ungewiß ist, weil sie vom Zufall abhängt, so ist ihr Verdienst oft höchst gering. Sie verbergen daher bisweilen das, was sie aus der Erde herausföbern. Besonders ist dies der Fall mit den Diamanten, von denen sie kleinere Steine verschlucken. Argwohnt dieses der Aufseher der Bergwerke, so giebt er dem Sklaven eine starke Dosis Ipecacuanha und entspricht diese der Erwartung nicht, ein sehr heftiges Purgiermittel. Nicht selten wird die Unschuld ein Opfer dieser Grausamkeit.

3) Mulatten, Abkömmlinge von einem Weißen und einem Neger.

4) Mestizen, die von einem Weißen und einem Eingebornen abstammen.

5) Creolen. Dies sind solche, welche in Brasilien von portugiesischen Eltern geboren sind, und welche seit 1755 mit den Portugiesen gleiche Rechte genießen.

Die gesammte Anzahl der Einwohner Brasiliens beträgt etwas über eine Million.

Produkte des Pflanzenreichs in Brasilien.

Brasilien ist eines der reichsten und fruchtbarsten Länder, und sobald es mehr bearbeitet seyn wird, wird auch die Ergiebigkeit seines Bodens noch zunehmen. Die Kunst vermehrt die Reichthümer der Natur. Unter die vorzüglichsten Erzeugnisse des Pflanzenreiches gehört vortreffliches Schiffsbauholz, wovon Brasilien einen unerschöpflichen Vorrath besitzt, Fernambouholz, Campecheholz und noch mehrere andere Färbehölzer. Unter den Medizinalpflanzen finden sich nach Barrow, außer der Chinarinde, die man in den tiefer einwärts gelegenen Theilen antreffen soll, Ipecacuanha, Jalappe, die Palma Christi, und eine Menge anderer Bäume, welche nützliche Harze und Balsame erzeugen.

Der *Fernambuk* oder das Brasilienrothholz wächst hauptsächlich in der Provinz *Fernambuco*. Den Baum nennen die dortigen Indianer nach *Lery* *Arabuton*, die Portugiesen aber *Pao Brasil* (Brasilienholz). Er ist so groß und stark als unsere Eichen. Die Rinde ist grau und mit kurzen Stacheln besetzt. Die Blätter stehen wechselsweise und kommen denen des Buchsbaums ziemlich gleich. Die Blumen hängen büschelweise an langen Stengeln. Der Kelch ist fünfblättrig; die Blätter sind gelblich; Eines davon aber roth. Staubfäden sind zehn. Die Blumen riechen wie Maiblumen; auf die Blüthen folgen zwei Zoll lange dunkle Schoten, welche aber keinen Saamen enthalten. Die Rinde des Baumes ist sehr dick, von außen weißlich,

innerlich aber roth. Das Holz ist außerordentlich hart; daher eignet es sich vortreflich zu Möbeln, besonders zu Drechslerarbeiten, indem es eine sehr hohe Politur annimmt. Ehe die Indianer das Eisengeräthe kannten, konnten sie diese steinartigen Stämme bloß durchs Feuer erlegen; nachmals fällten sie dieselben für die Europäer durch die Art, die Säge und den Keil.

Dies Holz benutzt man hauptsächlich zum Färben. Seine färbende Kraft ist sehr groß; man braucht nur halb so viel davon als von dem Campecheholz für eine gleiche Quantität Farbe. Die Stärke seiner färbenden Kraft bemerkte man zuerst, als ein Franose, der mit Lery nach Brasilien gereist war, beim Waschen seiner Hemden sich der Asche dieses Holzes als Lauge bediente. Die rothen Flecke war er nicht im Stande wieder aus der Leinwand heraus zu bringen. Anfänglich zeigt sich die Farbe gelb, sie verwandelt sich aber bald in ein starkes Roth. Doch ist sie ohne Alaun und Tartarus wenig dauerhaft. Auch zieht man eine Art Karmin daraus, den man viel zum Miniaturmalen braucht. Der Handel mit diesem Holz, der ein königliches Monopol ist, ist sehr beträchtlich; er ist verpachtet und der Pachtpreis hat oft mehr als 200,000 Rthlr. betragen.

In Brasilien gedeihen alle tropischen Früchte vortreflich, und unter den vielen europäischen kommt der Wein vorzüglich fort. Die Trauben werden sehr groß und saftreich.

Die Pflanzengewächse sind in Brasilien äußerst zahlreich, ob sie schon noch lange nicht vollständig bekannt sind. Man rechnet 12 verschiedene Arten von Pfeffer.

Zahlreich sind auch die Palmarten. Außerdem bauet man Jams, Mais, Korn, Reis, Pataten, Cassave, Kaffee, Zucker, Cacao, Wassermelonen, Safran, Hanf, Indigo, Vanille, Cassaparille, Baumwolle, Copaiwabalsam, Steckrüben, Citronen, Pomeranzen und viele europäische Gewächse.

Nach der Beschreibung von Rio Janeiro gehen wir in der Ortsbeschreibung zu

Porto Seguro (dem sichern Hafen)

über. Beim Einlaufen in diesen Hafen genießt man eine herrliche Aussicht auf die umliegende Gegend. Nahe am Rande des Wassers läuft eine Reihe von Fischerhütten hin, die von der Vorderseite von den schwankenden Zweigen der Kokospalmen beschattet werden, und bei deren jeder sich ein kleiner Pomeranzengarten befindet. Hinter diesen Hütten fängt das wilde Gebüsch an, das, von zahllosen Pfaden durchschnitten, einen Lustwald vorstellt, durch den sich stets grüne Alleen hinziehen, wo man Vögel von dem schönsten Gefieder, bisweilen aber auch Singvögel findet.

Die Straßen des Städtchens Porto Seguro sind hinlänglich breit und ziemlich gerade. Die Häuser sind größtentheils ein Stockwerk hoch und von schlechter Bauart; sie sind von schwachen Lehmziegeln aufgeführt und mit Lehm ausgemauert, und dann angestrichen; alle sehen schmutzig und schlecht aus. Ungefähr ein halbes Duzend hat 2 Stockwerke. Das größte Gebäude

ist das viereckigte Rathhaus mit dem Gefängnisse. Die Häuser haben keine Fenster mit Rahmen, sondern bloß Gitter von gespaltenem Rohr. Die Kirche ist das beste Gebäude der Stadt. Unten an den Ufern des Flusses liegt ein Dorf, das völlig so groß ist, als die Stadt, und 4000 Einwohner hat, deren einzige Beschäftigung in der Fischerei besteht. Dies Geschäft verrichten sie auf den Abrolhos, wo sie große Fische von der Art der Salmen fangen, welche sie einsalzen und nach Bahia zu Markte schaffen. Ungefähr 50 große Boote fahren auf diesen Fischfang aus, und halten 4 bis 6 Wochen in See, bis sie ihre volle Ladung haben.

Die gewöhnlichen Nahrungsmittel der Einwohner von Porto Seguro sind eingesalzene Fische, Maniokmehl, Pomeranzen, Bananas und Kokosnüsse, welche Früchte in dem größten Ueberflusse vorhanden sind. Kartoffeln kennt man gar nicht; Zwiebeln bringt man von Bahia, und Kohl ist selten. Das einzige Fleisch, das man haben kann, ist Rindfleisch. Jede Woche aber wird bloß ein einziges Rind auf den Sonntag geschlachtet, wovon die besten Stücke der Gouverneur und die Beamten erhalten; das Uebrige wird dann an die Einwohner verkauft. Schweine und Schaafse könnte man in Menge halten, indem es nicht an Futter fehlt, allein die Einwohner legen sich beinahe gar nicht auf die Zucht derselben.

Die vornehmsten Einwohner haben sämmtlich Landgüter, die größtentheils an den Ufern des Flusses liegen. Auf diesen Gütern haben sie Plantagen von Zuckerrohr und Maniokstauden, auch halten sie daselbst Vieh und Geflügel in Menge, aber doch ist die Wirth-

schaft sehr vernachlässigt. Milch kann man fast gar nicht bekommen, weil man die Kühe selten milkt.

Die Einwohner leben größtentheils in Armuth und sind höchst ungeschickt. Weibliche Arbeiten sind den Frauen beinahe gänzlich unbekannt. Mit der Nadel wissen sie sehr wenig umzugehen. Zu weiblichen Arbeiten halten sie sich Mulattensklavinnen. Von der Kochkunst verstehen sie gar nichts, und sie wissen auch nicht die Annehmlichkeiten des Lebens zu genießen.

Die ganze Gegend enthält einen großen Reichthum an köstlichen Früchten, die zum Einmachen taugen, allein die Einwohner verstehen gar nichts davon. Ihr Leben ist in der That bloß ein Pflanzenleben, in dem sie in gefühlloser Gleichgültigkeit und in Faulheit ihre Tage zu bringen. Nur wenige Frauenzimmer können lesen, und auch viele Männer verstehen nicht die Kunst, zu schreiben.

So träg die Frauenzimmer sind, so unthätig sind auch die Mannspersonen. Diese bringen ganze Tage mit wechselseitigen Besuchen zu, gähnen bei ihren geistlosen Unterhaltungen, oder spielen Karten; unterdessen überlassen sie die Aufsicht über ihre Plantagen oder andere Geschäfte Europäern oder ihren Günstlingen unter den Mulatten, oder vertrauten Sklaven. Das Klima macht hier nicht zur Faulheit geneigt: denn manche Wochen im Sommer, ja gewöhnlich die ganzen Wintermonate sind so mild, als der September in Europa; und selbst an den heißesten Sommertagen wehen kühle Winde, welche die Hitze mäßigen. Die Erde ist an und für sich kühl, weil sie sehr durch die häufigen Thäue erfrischt wird.

Die vorzüglichsten Raubthiere im Bezirke von Porto Seguro sind Unzen, Leoparden, Tigerkazen, Hyänen, wilde Schweine und Suratus. Die Letztern sind ungefähr so groß und so gestaltet, wie ein Fuchs; nur sind sie wilder und kühner. Sie richten große Verheerungen unter dem Geflügel an, und setzen sich muthig zur Wehre, sobald sie angegriffen werden. Faulthiere sind hier häufig; in der Nähe der Niederlassungen sind die Affen selten, anderwärts aber sind sie zahlreich. Der *Tatu-bolla* ist die kleinste Art; dieselbe besitzt gleich dem Igel die Eigenschaft, sich, wenn sie angegriffen wird, in einen Ball zusammen zu rollen, wo sie dann von allen Seiten nichts als ihren undurchdringlichen Panzer darbietet.

In den innern Gegenden findet man ganze Heerden von wilden Ochsen und Pferden, die man aber wenig benutzt. Die hiesigen Maulesel sind vielleicht die schönsten und größten von der Welt. Die Schaafse sind meistens von einer kleinen Art und wahrscheinlich aus Europa hierher gebracht worden.

Die Vögel sind eben so zahlreich als verschieden. Dies ist auch der Fall mit den Bäumen.

Die Hauptmannschaft Porto Seguro erstreckt sich nordwärts bis an den Rio Grande, wo sie an die Hauptmannschaft der Inseln stößt. Der Rio Grande kommt aus einer beträchtlichen Entfernung von Westen her, ob er schon in Süden entspringt. Sein Lauf ist noch lange nicht hinlänglich bekannt. Seine Ufer prangen mit einem unaussprechlichen Reichtume von allerlei Naturprodukten; die Wälder sind

mit wilden Schweinen und die Wiesen mit wildem Rindvieh bedeckt.

Die Einwohner von Porto Seguro sind sehr stolz darauf, daß sie gerade den Fleck bewohnen, von welchem aus Brasilien zuerst durch Cabral entdeckt worden ist. Mit großer Ehrfurcht bewahren sie das Kreuz auf, das damals beim ersten Hochamte, das hier gehalten wurde, unter einem schattigen Baume aufgerichtet worden ist.

San Salvador oder Bahia.

Die Allerheiligenbay wird durch eine große Halbinsel, die sich vom festen Lande her erstreckt, und durch die Insel Itaporica gebildet, und ist 15 Meilen lang. Sechs beträchtliche Flüsse fallen in dieselbe. Auf der rechten Seite der Bay liegt die Stadt Bahia auf dem Rücken eines steilen Hügel, bloß eine Straße ausgenommen, welche am Fuße des Hügel längs dem Ufer hinläuft. Sie hat einen beträchtlichen Umfang, und die Kirchen sind, wie in allen catholischen Ländern, die ausgezeichnetesten Gebäude. Dieselben sind zahlreich.

Die Straßen sind enge, schlecht gepflastert und außerordentlich schmutzig. Die Stadt wird durch eine ziemliche Anzahl Castelle und Batterien beschützt, die aber außer der St. Philippsbatterie und dem See fort, wegen Mangel an schwerem Geschütz, beinahe ganz unnütz sind.

Die Zahl der Einwohner der Stadt und ihrer Vorstädte beläuft sich auf mehr als hundert tausend Men-

schen, worunter etwa 30,000 Weiße, eben so viele Mulatten und der Ueberrest Neger sind.

Die Regierung ist in den Händen des Generalgouverneurs, der zugleich die Oberaufsicht über alle Gerichtshöfe und andere Collegien führt. Bahia treibt einen sehr beträchtlichen Handel, wovon aber nicht sowohl die Betriebsamkeit der Einwohner, als die vortheilhafte Lage die Ursache ist. Der erste Hauptzweig desselben ist der unmittelbare Handel mit Lissabon und Porto, mit dem sich etwa 50 Schiffe beschäftigen, welche ihre Fahrt sehr schnell zurück legen. Diese Schiffe versehen Brasilien sowohl mit indischen und europäischen Manufakturwaaren, als auch mit Wein, Mehl, Stockfischen, Butter, holländischem Käse, Salz und dergleichen. Dagegen führen sie aus: Baumwolle, Zucker, Zuckerbranntwein, Kaffee, Tabak, Mahagoniholz, Balsam, verschiedene Arten von Gummi, Medicinalpflanzen u. s. w., wobei Lissabon einen sehr ansehnlichen Gewinn hat.

Die Einwohner von Bahia haben das Privilegium, ihre Negerklaven selbst einzuführen, und auf den hierzu ausgerüsteten Schiffen auch Waaren, z. B. Wachs und Goldstaub, mit zu bringen, welche sie gegen groben gedruckten Cattun, Zuckerbranntwein und Tabak eintauschen.

Der Binnenhandel von Bahia mit den verschiedenen Orten in Brasilien ist ebenfalls sehr beträchtlich, besonders einträglich ist der Handel nach den südlichen Theilen der Küste, vorzüglich nach dem Rio Grande, so nachlässig man denselben auch betreibt. Ungefähr 40 Schiffe, jedes von 250 Tonnen, beschäftigen

sich mit diesem Handel, welche aber beinahe zwei Jahre zur Hin- und Herfahrt gebrauchen, obgleich die größte Entfernung gegen Süden nicht über 20 Grade (200 geographische Meilen) beträgt. Von Bahia nehmen sie eine geringe Quantität Rum, Zucker, Töpfergeschirre und europäische, vorzüglich englische und teutsche Waaren u. s. w. mit, die sie größtentheils, das Salz ausgenommen, durch Schleichhandel an die Spanier zu Maldonado und Montevideo gegen Silber absetzen. Während sie auf diese Art Contrebande treiben, beschäftigt sich die Schiffsmannschaft damit, gedörktes Rindfleisch und Ochsenhäute an Bord zu bringen, die von dem schönen Vieh kommen, welches in so großer Menge auf den Savannen (Wiesen) an der Grenze von Paraguai weidet. Wenn man das Vieh geschlachtet hat, wird das Fleisch in dünne Streifen von ungefähr zwei Fuß Länge zerschnitten, dann eingesalzen, oder an der Sonne und in Rauchhütten gedörret. Zu gleicher Zeit bereitet man die Häute zu.

Sobald diese Schiffe nach Bahia zurück kommen, verkauft man das Fleisch am Bord stückweise. Vorzüglich kaufen dasselbe arme Leute; auch kauft man es für die Sklaven und die Schiffe auf. Deshalb werden die Schiffe oft über 5 Monate im Hafen aufgehalten.

Der Handel, der auf der Allerheiligenbay selbst, nach den an derselben liegenden und den angrenzenden, so wie auch nach inländischen Gegenden getrieben wird, ist äußerst bedeutend. Er beschäftigt achthundert große Boote und Schmaaken von verschiedener Größe.

Bahia ist wie Fernambuco ein Stapelplatz für die Baumwolle, und alles, was von dieser Waare in Booten und Schmaaken herbeigebracht wird, muß in einem dazu bestimmten Waarenhause abgeladen werden, wo die Baumwolle dann gewogen, sortirt und gepackt wird; ihre Qualität wird auf den Ballen mit Nummer 1, 2 u. s. w. bemerkt, und dann kann sie versandt werden. Indessen bleibt sie doch in diesem allgemeinen Magazine liegen, bis der Eigenthümer sie um den Preis losschlägt, welchen die Magazinaufseher gewöhnlich festsetzen. Den Handel mit Tabak, Brasilienholz, Goldbaren und andern kostbaren Mineralien hat sich die Regierung allein vorbehalten.

Die Kaufleute zu Bahia führen ihren meisten Handel durch Tausch, obgleich baares Geld genug im Umlaufe ist, und geben einander lange Credit. Gegen den Fremden sind sie voll List und Betrügerei, und man muß sehr auf seiner Hut seyn, damit man nicht betrogen wird.

In der Stadt sind viele Handwerker und Künstler. Die Provinz Bahia ist zwar die kleinste Abtheilung von Brasilien, aber dennoch ist sie die volkreichste und üppigste des ganzen Landes; sie besitzt unermessliche Schätze.

Der Hauptfleck ist Cichoeria, der 10 geographische Meilen von Bahia am Ufer eines kleinen Flusses eine sehr reizende Lage hat.

Das Land ist eine beträchtliche Strecke weit ins Innere hinein urbar gemacht, und in sehr große Plantagen abgetheilt, unter denen sich Mehrere befinden, die zwei- bis dreihundert Sklaven und eine verhältnißmäßige

Anzahl von Pferden für die Zuckermühlen halten. Die reichen Besitzer solcher Plantagen haben hübsche mit Capellen versehene Landhäuser auf denselben, welche sie gewöhnlich bewohnen, außer in der Regenzeit, die sie mit ihrer Familie in der Stadt zubringen. Das Land ist schlecht mit Fleisch versorgt. Schöpfen-, Lamm- und Kalbfleisch sind beinahe unbekannt, und werden nie zu Markte gebracht. Mit Bequemlichkeiten für Fremde ist Bahia schlecht versehen. Man kennt daselbst keinen Gasthof. Kaffeehäuser hingegen giebt es in Menge, wenn man diesen Namen eleuben Boutiken geben will, in welchen vorne etliche Tische und Bänke stehen und im Hintergrunde sich eine Art von Schränken befindet. Dennoch aber werden sie des Morgens von Vornehmen und Geringen zahlreich besucht.

Unter beiden Geschlechtern herrscht zu Bahia die Sitte, die Nägel an dem Daumen oder an dem Zeigefinger, bisweilen auch an beiden zu einer außerordentlichen Länge wachsen zu lassen, und dann zu spizen. Diese langen Nägel haben jedoch auch ihren Nutzen. Die Männer schneiden damit die Fasern von den Tabaksblättern los, welche sie zu Cigarros zusammen rollen, die sie gewöhnlich sehr stark rauchen. Auch spielen sie die Violen und Guitarren mit diesen Nägeln, deren künstliche Bewegung, nach ihrer Meinung, noch die Schönheit des Spiels erhöht. Endlich hält man auch lange Nägel für das Kennzeichen vornehmer Müßiggänger.

Zu Bahia giebt es kein anderes Fuhrwerk, als etliche Karriolen, indem sich der unebene Boden nicht für Räderfuhrwerk eignet, das zu Rio Janeiro weit

zahlreicher ist. In Bahia giebt es dagegen Sänften in Menge, die aber viel höher als die europäischen sind; sie sind vom obern bis zum untern Theile offen, und so eingerichtet, daß, wenn man hineinsteigt, man zugleich auch sitzt. Zwei stämmige Negeru tragen sie auf den Achseln vermittelst zweier am obern Theile der Sänfte angebrachten festen Stücken Holz, die vorne und hinten vorspringen. Die vornehmen Brasilianer suchen einander in der kostbaren Verzierung dieser Sänften und in der prächtigen Kleidung ihrer Träger zu übertreffen.

In diesem Lande dürfen die Frauenzimmer nicht über die Straße gehen, sondern müssen sich in dicht verschlossenen Sänften tragen, oder in eben so bedeckten Carriolen fahren lassen. Man sieht daher öffentlich nirgends ein Frauenzimmer, als unter den Hausthüren. Bahia hat zwar ein öffentliches portugiesisches Theater; allein die Vorstellungen, die Schauspieler und die Decorationen sind gleich elend.

Die vorzüglichsten Vergnügungen der Einwohner sind die hohen Feste der verschiedenen Heiligen, die Einkleidungen von Nonnen, pomphaste Leichenbegängnisse, die Charwoche u. s. w., welche sämmtlich mit großen Ceremonien, von Musik und zahlreichen Prozessionen begangen werden. Selten vergeht ein Tag, an dem nicht eine oder die andere Feierlichkeit vorfällt; auf diese Art verbindet man die Andacht mit dem Vergnügen, welche Gelegenheiten besonders begierig die Frauenzimmer ergreifen und benutzen. Bei größern Feierlichkeiten besuchen die Frauenzimmer einander nach der Kirche, und dann werden Mittagsmahlzeiten gehalten, die glänzender und reicher sind, als die gewöhnlichen, bei welchen man

tüchtig Wein trinkt, Musik macht, singt, und am Ende wohl auch den verführerischen Negertanz aufführt, der eine Mischung von afrikanischen Tänzen und von dem in Spanien üblichen Fandango ist. Derselbe wird bloß von einem Paare nach dem einfachen leiernden Tone einer Guitarre und nach einerlei Takt getanzt, wobei die Füße wenig gebraucht, mit dem Körper aber allerlei unzüchtige Bewegungen gemacht werden, welche die Schamhaftigkeit beleidigen. Die Zuschauer singen dazu aus dem Stegreife und klatschen in die Hände, wodurch sie ihr großes Vergnügen daran zu erkennen geben. Indessen tanzt man auch Menuetten und Contretänze, besonders in den Gesellschaften der Vornehmen. Diese Belustigung nebst Lustreisen auf das Land und einigen andern unbedeutenden Vergnügungen vermehren den verderblichen Müßiggang, in den die Brasilianer versunken sind. Rachsucht und Grausamkeit sind jetzt fast ganz aus Brasilien verbannt; sehr selten fällt noch ein Mordmord vor, und auch dann bloß bei den größten Unerzogenen. Zwar trägt man noch verborgene Messer; aber man läßt sie in der Scheide stecken; Mordthaten sind nicht häufiger als bei uns in Europa.

Das Mineralreich.

Die Portugiesen haben das große Bergland in drei verschiedene Statthalterschaften eingetheilt, welche Minas Geraes (allgemeine Minen), Goyas oder Cujaba und Matto Grosso (Großgebirge) heißen. Die Erste ist bis jetzt in Hinsicht der Mineralien die

wichtigste; die Dritte liegt am weitesten von der Küste entfernt, und ist der eigentliche Erdbuckel und vielleicht das höchste Gebirge. Die Minen Brasiliens sind sehr reich und ihre Entdeckung steigt bis zum Jahre 1577 hinauf. Diejenigen reichen Goldminen, welche der Küste am nächsten liegen, sind von Rio Janeiro 40 Meilen entfernt. Sie gehören zu den Minas Geraes; Eine derselben liefert auch die größte Menge der Diamanten. Die Krone Portugalls bekommt den fünften Theil des Metallertrags, und dieser beträgt im Durchschnitt jährlich über 1200 Arroben Gold, bisweilen auch 1900.

Die Föderung der Erze ist in Brasilien leicht und gefahrlos. Oft findet man das Gold und zwar das reinste, an der Oberfläche; überhaupt braucht man selten über drei bis 4 Lachtern tief zu graben. Eine Schicht Sand dient gewöhnlich den Bergleuten zum Zeichen, wo sie zu graben aufhören sollen. Aller Orten hat das Gold, so viel man bis jetzt gefunden hat $23\frac{1}{2}$ Karat Gehalt, sobald es nicht mit Schwefel, Silber, Eisen oder Quecksilber vererzt ist; das Letztere findet man bloß in einzelnen Gruben.

Sobald man eine Mine entdeckt, muß dies der Regierung angezeigt werden. Ist die Erzader am Gehalt arm, so überläßt man sie gänzlich dem Entdecker; von einem reichern Gange aber bekommt dieser nur zwei Theile; das übrige wird nach Abzug des Fünftheils für die Krone zwischen dem Gouverneur und Intendanten vertheilt. Alles Gold aus den Minen muß, ehe es nach Rio Janeiro abgeliefert wird, in dem Bezirke jeder Mine in eigne königliche Häuser zur Untersuchung des Gehalts niedergelegt und mit dem königlichen Stempel

versehen werden. Man rechnet jährlich aus den drei Bergländern, aus Minas Geraes etwas über 18,700000 Livres Gold, aus Goias gegen 4,700000, von Matto Grosso 1,300000, und noch überdies von Bahia und St. Paulo etwas über $1\frac{1}{2}$ Million; zusammen also über 25 Millionen. Die Regierung bekommt als ihr Fünftheil über 5 Millionen Livres, sodann für das Münzrecht etwa 1,600000 und da sie auch zwei Procent für die Versendung des Goldes durch ihre Schiffe bezieht, also gegen 400,000 Livres, so erhält sie überhaupt über 7 Millionen Livres. Durch den Unterschleif in Ansehung der zwei Procent für das heimlich ausgehende Gold soll sie 600,000 Livres verlieren. Raynal behauptet, die ganze Summe von Gold und Silber, die gewöhnlich in Brasilien im Umlaufe ist, betrage etwa 20 Millionen Livres. Bougainville gab im Jahre 1767 die Totaleinnahme der Krone Portugal von Brasilien über 10 Millionen Livres reinen Ertrages an.

Das zweite wichtige Produkt dieser Gebirge ist der Diamant, der unter allen edlen Steinen, wegen seiner vielartigen Trefflichkeit, den ersten Platz behauptet. Der Diamant findet sich entweder cristallisirt oder rundlich, sphäroidisch. Im ersten Falle bildet er gewöhnlich ein Octaeder, eine mehr oder weniger genau bestimmte achteckige Pyramide oder auch ein Dodekaeder. In seinem ursprünglichen Zustande hat er beinahe gar keinen Glanz und ist mit einer bräunlichen Cruste überzogen. Nur durch das Poliren zeigt er sein allgewaltiges Feuer. Ehe er aber des hohen Glanzes fähig wird, muß jene dunkle Oberfläche durchs Reiben gegen einen andern Diamant weggenommen werden; dies nennt man das

Beschneiden des Diamants, dessen Bearbeitung noch nicht sehr alt ist. Der Niederländer Ludwig von Berguen aus Brügge schnitt im Jahre 1456 zuerst diesen Stein und gab ihm Facetten vermittelst des Diamantpulvers. Der Werth der Diamanten beruht auf ihrem Gewichte und auf ihrer Reinheit. Das Vaterland der Diamanten beschränkt sich bis jetzt auf eine Zone der Erde von etwa 18 Grad nördlich und südlich des Aequators. Wir kennen nur Diamantgruben in Asien und Amerika. In Asien sind es Bisapuhr, Golconda, das Carnatic, Bengalen und die Insel Borneo. In Amerika sind sie über mehrere Theile von Brasilien, sowohl im Binnenlande als näher gegen die Küsten hin verbreitet. In den Minen von Serro Dofrio findet man die Diamanten in einer Lage eisenhaltiger Erde, die gleich unter der gewöhnlichen Gartenerde liegt. Hier trifft man die Diamanten einzeln zerstreut an, aber nie in regelmäßigen Gängen. Viele Diamanten findet man aber auch in den Flüssen selbst, die man deshalb bisweilen ableitet; besonders sieht man solche Edelsteine nach starken Regengüssen; wahrscheinlich sind sie aus den Gebirgen losgeschwemmt worden. Der kleine Fluß do Milhoerde in der Provinz Dofrio Serro ist besonders wegen seiner Diamanten berühmt.

Obchon die Portugiesen seit 1500 in Besitz von Brasilien waren, so wurden die Diamanten doch erst im Jahre 1628 in einigen Armen des Flusses Caravelas in der Hauptmannschaft Porto Seguro durch Zufall entdeckt. Unter dem Golde fanden die Sklaven, die es dort aufsuchten, kleine glänzende Steine, die sie als unnütz wegwarfen, bis Anton Rodriguez Banha

zufälligerweise darauf aufmerksam wurde, und seine Vermuthung dem Statthalter Almeida mittheilte. Dieser sandte eine Quantität solcher Steine zur Untersuchung nach Lissabon, worauf dann der portugiesische Minister Alcinha in Holland durch angestellte Versuche bewies, daß es ächte Diamanten wären. Jetzt erwachte der Geist der Gewinnsucht mit so großem Eifer, daß sogleich 1100 Unzen, also beinahe 80 Pfund Diamanten auf einmal in Europa eingeführt worden. Plötzlich sank daher in Europa der Preis der Diamanten sehr tief herab und nur durch kluges Zurückhalten hob er sich wieder beträchtlich. Hierauf wurde die Erlaubniß, Diamanten suchen zu lassen, und der Handel damit vom Hofe an eine Gesellschaft verpachtet, und Todesstrafe auf die Beeinträchtigung dieses Monopols gesetzt. Nachmals ist die Regierung selbst an die Stelle dieser Gesellschaft getreten. Alle Steine werden vor ihrer Absendung nach Portugal einem dazu angeetzten Intendanten überliefert. Dieser legt sie in eine mit Eisen beschlagene Kiste, die mit drei Schlössern verschlossen wird. Er selbst hat den einen, der Vicekönig den zweiten, und der Provedar de la Hazienda den dritten. Diese Kiste setzt man dann in eine zweite, die mit den drei Siegeln jener Personen versiegelt wird. Der Vicekönig, der nicht das Recht hat, nachzusehen, was die erste Kiste enthält, läßt diese zweite dann in eine dritte setzen, versiegelt sie und sendet sie nach Lissabon.

Diese Kisten werden bloß in Gegenwart des Königs eröffnet, der sodann die ihm anständigen Steine auswählt, und den Preis an die Unternehmer bezahlt. Auf

diese Art werden dem Hofe jährlich etwa 60,000 Karate Diamanten im Durchschnitte zugeführt, und ein einziger Kaufmann, der Unternehmer, zahlt, das Karat zu 25 Livres gerechnet, 3,120,000 Livres an die Krone. Die meisten verkaufe er sodann roh nach England und Holland. Den Unterschleif berechnet man auf $\frac{1}{10}$. Die Anzahl der Minenflaven beträgt sich auf 800. Die Con- trebande mit Diamanten wird sehr hart bestraft. Dem Armen kostet sie das Leben, der Reiche verliert nicht nur die Diamanten, sondern muß auch den doppelten Werth bezahlen, und wird nach einem einjährigen Gefängnisse nach der Riste von Afrika verwiesen.

Außer den Diamanten finden sich noch in diesen Gegenden Saphire oder Chrysoliten, Topasen, Amethysten und auch andere farbige Edelsteine. Der Handel mit denselben steht Jedermann frei, und die Abgabe beträgt nur Ein Procent. Für alle diese ächten farbigen Steine rechnet man überhaupt jährlich etwa 150,000 Livres. Brasilien enthält ohnstreitig noch mehrere brauchbare Mineralien, wenn man von sachkundigen Männern Untersuchungen anstellen liesse, denn es zeigen sich hinreichende Spuren von Eisen, Zinn, Blei und verschiedenen Halbmetallen.

D a s T h i e r r e i c h.

Brasilien enthält eine eben so große Menge Thiere, als anderer Produkte. Lindley bewundert den Reichthum und die vielartige Pracht der dasigen Papilionen. Auch sahe er ungeheure Schwärme von Ameisen. Nach Barrow kommt die Cochenille sehr gut fort.

Die Amphibien sind ebenfalls sehr mannichfaltig, und zum Theil fürchterlich. Die Riesenschlange lebt vom großen Wildprete, das ihr zu nahe kommt. Die Klapperschlange ist in Brasilien weit giftiger als in Carolina. Die Schlangen sind öfters in Brasilien nur desto gefährlicher, je mehr sie das Auge durch ihre schöne Farbe auf sich ziehen. Dies ist besonders der Fall bei der Ibiboca, die durch ihren rothen, schwarzen und weißen Balg verführt.

In den Wäldern Brasiliens trifft man ungeheure Schaaren Vögel mit dem schönsten Gefieder an. Hier sind die großen langgeschwänzten, trefflich gefärbten Loris zu Hause, die man wegen ihrer Größe oft indische Raben genannt hat. Hier findet man auch besonders den Urat und den Canide des Lery. Hier leben auch die schön gehaupten Cacabus. Die Arten der Papagoyen sind sehr zahlreich. Ein besonderer Vogel ist diesem Lande vorzugsweise eigen, der eben so schön aussieht als er weniger zahlreich ist. Dies sind die Toucane, welche gänzlich auf Südamerika eingeschränkt zu seyn scheinen.

Ein anderer Vogel, den man bis jetzt bloß in Brasilien gefunden hat, ist der Anhinga. Er ist ein taucherähnlicher Wasservogel, der sich wie andere seines Geschlechts von Fischen und andern Wasserthierchen nährt; sein Nest baut er oft auf die höchsten Zweige der Bäume, die dem Wasser nahe stehen. Sein Körper ist klein und entenförmig, hat aber einen übermäßig langen Hals.

Die Colibris sind in Brasilien außerordentlich zahlreich, und vielleicht ist die Hälfte derselben darin

einheimisch. In diesem Lande findet man also den größten und kleinsten Vogel. Der größte ist der amerikanische Strauß, der sich in den innern Provinzen aufhält.

Unter der großen Menge Affen der neuen Welt bemerkt man besonders den sehr schönen Mico. Das feine glänzende Silberhaar des Körpers wird bei diesem kleinen Thiere durch das schöne Rosenroth des Kopfs auf eine höchst auffallende Weise gehoben. Ein anderes merkwürdiges Thier ist der Cuandu; dies ist ein Stachelschwein mit einem Wickelschwanz, dessen es sich bedient, um sich beim Besteigen der Bäume festzuhalten. Es nährt sich nicht bloß von Früchten, sondern auch von kleinen Vögeln und ihren Eiern.

Lapire, Faulthiere, Ameisenbären, Coatis, mehrere Tiger und Katzenarten, verschiedene Savier halten sich in Brasilien auf, aus welchem Lande Europa auch zuerst das sogenannte Meerschweinchen bekam. Dies Thier erhielt von seinem Grunzen und von der Ueberfahrt über das Meer seinen teutschen Namen. Die Armadille machen hier ein besonderes Wildpret aus. Lindley versichert, die Brasilianer giengen gegen die Nacht ordentlich auf den Anstand aus, um Armadille zu schießen. Diese gepanzerten, wehrlosen und furchtsamen Thiere kommen hauptsächlich des Nachts aus ihren Höhlen heraus. Ihr Fleisch ist vortrefflich; dem Geschmacke nach steht es gleichsam zwischen dem Spanferkel und Caninchen. Man bratet die Armadille in ihrem Panzer oder ihrer Schaale. Diese dient dann den Indianern zur Verfertigung kleiner undurchdringlicher Coffer und Schachteln.

Die Gewässer Brasiliens sind fast noch reichlicher mit Thieren versehen, als das Land, und an beiden Stellen ist nicht bloß die Menge, sondern auch zugleich die Sonderbarkeit der Gestalten zu bewundern. Das merkwürdige Geschlecht der Banofische ist in Brasilien fast allein zu Hause, das auch zweierlei elektrische Fische enthält. An den Küsten wimmelt es von Wallfischen, von denen man jedoch nur wenige in großen Booten tödtet, die vom Lande auslaufen, wohin sie dann mit ihrer Beute zurück kehren, um den Thran auszusieben; dieser aber ist bei weitem noch nicht für den Verbrauch im Lande hinreichend. Auf der Insel St. Catharina treibt man besonders den Wallfischfang. Jährlich rechnet man für seine Ausbeute beinahe 500 Wallfische, deren Werth sich fast auf 350,000 Thaler beläuft. Der Ertrag davon, Thran, Fischbein und Wallrath geht über Rio Janeiro nach Lissabon.

Ganz Brasilien ist nach Raynal in 9 Statthalterschaften oder Hauptmannschaften eingetheilt. Diese sind von Norden nach Süden gerechnet: 1) Para. 2) Maranhao. 3) Fernambuc. 4) Bahia. 5) Rio Janeiro. 6) St. Paul. 7) Matto Grosso. 8) Minas Geraes und 9) Coyaj. Jede Statthalterschaft hat ihren eigenen Statthalter, der seine Befehle bisher aus Portugal erhielt, und doch zugleich noch von dem Vicekönig abhängig war, der sonst zu Rio Janeiro residirte. Auch giebt es einzelne Bezirke, welche besondere Commandanten haben.

Brasilien hat einen Erzbischof, der zu St. Salvador residirt, und mehrere Bischöfe, z. B. den von Rio Janeiro, Fernambuc u. s. w.

Das Militair beträgt im ganzen Lande gegen 16,000 Mann, wovon beinahe die Hälfte in Rio Janeiro liegt. Der Zustand der Wissenschaften ist in Brasilien äußerst schlecht, woran hauptsächlich die Bigotterie und der Despotismus der Regierung schuld ist. Wie weit man dort in den höhern Wissenschaften zurück ist, mag folgendes Beispiel lehren: Als der Capitain Cook bei seiner ersten Reise um die Welt in Rio Janeiro landete, und von dem dortigen Vicekönig über die Ursache derselben gefragt wurde, gab er zur Antwort: er wolle den Durchgang der Venus auf einer der Südseeinseln beobachten. Von diesem Phänomen konnte sich der Vicekönig nur folgenden Begriff machen: es sey dies wohl, meint er, der Durchgang des Nord- (Polar) Sterns durch den Südpol.

Reise in Peru.

Die spanische Provinz Peru in Südamerika war sonst viel größer als jetzt. 1758 verlor sie gegen Norden alle die Provinzen, welche das Königreich Quito ausmachen, und im Jahre 1778 büßte sie auch noch das ein, was jetzt das Vicekönigreich Buenos Ayres heißt. Ihre gegenwärtige Länge beträgt zwischen 300 und 336 geographische Meilen, und erstreckt sich vom 2° bis zum 23° S. B.; in ihrer größten Ausdehnung enthält sie von Osten nach Westen zwischen 79 und 90 geographische Meilen. Gegen Norden trennt sie der Fluß Guayaquil von dem Königreiche Neugrenada, gegen Süden das entvölkerte Land von Alcala von

dem Königreiche Chili; eine andere furchtbare Wüste, die über 350 geographische Meilen im Umfange hat, sondert sie gegen Osten von den Provinzen Paracuan und Buenos Ayres; gegen Westen gränzt sie an das stille Meer.

Die Oberfläche von Peru zeigt eine Kette von unfruchtbaren und schroffen Gebirgen, mehrere große Sandebenen und verschiedene Seen, welche etliche Meilen im Umfange haben, und wovon Einige auf den erwähnten Gebirgskette liegen, welche sämmtlich einen großen Theil des Landes einnehmen. Die Oeffnungen zwischen den Bergen und die Thäler, welche hinlänglich bewässert sind, gewähren den Anblick von einer unübersehbaren Reihe der reizendsten Ebenen, welche mit Städten und Dörfern besäet sind, und worin das Clima vortrefflich ist. Auf den höchsten Punkten des Gebirges aber ist es außerordentlich kalt.

Die Einwohner bestehen aus Spaniern, Indianern und Negeren. Die Uebrigen sind eine Mischung von diesen drei Nationen, welche mancherlei Namen führen. Die Negeren verrichten allein sowohl den Feldbau, als alle häusliche Geschäfte. Sonst hielt man jeden Weißen, der solche Arbeiten betrieb, und sich als Bedienter oder Tagelöhner vermiethete, für ehrlos. Dies Vorurtheil aber hat sich jetzt etwas vermindert, und in den neuesten Zeiten geben sich auch Weiße mit Arbeiten dieser Art ab. Der Handel von Peru hat beträchtlich zugenommen, seitdem das Reich durch die Rauffahrtsschiffe aus Spanien um das Cap Horn her, und durch die ihm ertheilte uneingeschränkte Handelsfreiheit, von dem Drucke befreiet worden ist, worunter es zur

Zeit der Galeonen und der großen Märkte zu Porto-bello und Panama seufzte. Vorher circulirten die großen Capitalien bloß in den Händen einiger Weniger, und der kleine Kaufmann bestimmte nach Gutsdünken die Preise aller Waaren, die daher übermäßig theuer waren. Der Verkehr der Hauptstadt Lima mit dem Innern hieng damals größtentheils von den Einsichten und den Bestimmungen der obrigkeitlichen Behörden ab.

Die Manufakturen in Peru bestehen fast ausschließend in etlichen Friesmanufakturen, deren Zeuche beinahe bloß den Indianern und Negeren zur Kleidung dienen. Außerdem giebt es noch eine geringe Anzahl von Hut- Cattun- Trinkgläser- und andern Fabriken. Zucker, Vicugnewolle, Baumwolle, Chinarinde, Kupfer und Cacao sind, nebst den Erzeugnissen der Bergwerke, die einzigen Produkte, die ausgeführt werden. Hierbei ist jedoch zu bemerken, daß Kupfer und Cacao nebst einem ansehnlichen Theile der Chinarinde von Guayaquil und andern Orten nach Peru geschickt werden.

Die Bergwerke in Peru.

Die Bergwerke sind die Hauptquellen der Reichthümer von Peru. Sie werden aber mit äußerst geringer Sachkenntniß betrieben, und doch sind im J. 1790 bloß in der könipl. Münze zu Lima an Gold und Silber 5,206,906 Piafter ausgeprägt worden. Im J. 1789 betrug die Summe des ausgeprägten Geldes beinahe eben so viel.

Ungefähr die Hälfte von dem Silber, das eingeschmolzen und ausgeprägt wird, kommt aus den Berg-

werken zu Gualgajoc in der Provinz Truxillo, und aus denen zu Pasco, welche auch sonst unter dem Namen des Metallgebirges von Lauricocha bekannt sind, und auf der Nordseite des Thales Bombon liegen. Jene sind 95 und diese 34 englische Meilen von Lima entfernt.

Die Bergwerke zu Guantajaya, die sich ganz gegen den gewöhnlichen Gang der Natur im bloßen Sandboden befinden, und in der Provinz Arequipa 225 englische Meilen von Lima liegen, sind äußerst reich an Erzen und Metalladern, indessen tragen sie verhältnißmäßig doch nicht so viel ein, als die Vorhergehenden, weil alle Lebensbedürfnisse daselbst sehr theuer sind. Auch geht der Gewinn, den sie etwa noch abwerfen könnten, größtentheils durch ihre große Entfernung von der Hauptstadt verloren. Aus den Adern, die nahe an der Oberfläche liegen, und die man von Zeit zu Zeit findet, hauet man das Silber mit Meißeln heraus. Man gieng vor mehrern Jahren mit dem Plane um, den Ertrag dieser Bergwerke nach Callao zu schicken, wodurch sie bald in einen sehr blühenden Zustand kommen würden.

Die Bergwerke zu Guarochiri erstrecken sich gewissermaßen über die ganze Provinz, von der sie den Namen haben, und deren Hauptstadt gleiches Namens 48 englische Meilen von Lima entfernt ist. Sie sind in keinem so blühendem Zustande, als man nach der Reichhaltigkeit ihrer Erze schließen sollte. Alle Bergwerke in Peru können bloß durch die Einführung des neuen Amalgamationsprozesses und durch die Anstellung einer

hinlänglichen Menge von indianischen Bergleuten u. s. w. in eigentlichen Flor gebracht werden.

Schiffahrt und Fischfang.

Die Schiffahrt ist sehr eingeschränkt. Man holt Getraide aus den Häfen von Chili, und Bauholz schafft man nach Guayaquil. Neuerlich hat man auch einige Reisen nach der Insel Chiloe, nach Juan Fernandez, nach Valdivia und Panama gemacht. In den wissenschaftlichen Theilen der Schiffahrtskunde ist man noch weit zurück, indem man von der Astronomie dabei noch gar keinen Gebrauch macht. Die hydrographischen Charten sind äußerst mangelhaft. Auch muß der Seefahrer wegen der dicken Nebel, die beständig auf dem Lande liegen, und es gänzlich vor seinen Blicken verbergen, sehr große Umwege machen. Der Küstenhandel, der sehr einträglich ist, beschäftigt jetzt den Speculationsgeist weit mehr als vor dem J. 1780.

Mit dem Fischfange geben sich bloß die Indianer ab, welche an der Küste wohnen; sie besitzen aber durchaus keine Erfahrung darin, und da es ihnen auch an schicklichen Booten und Werkzeugen fehlt, so wagen sie sich nie weit in die offne See hinaus. Die Fische sind daher zu Lima und an allen Orten der Küsten selten und theuer.

Die Landseen enthalten nur wenige Fische. Der Indianer ist mit seinem Mais und seinen durren Erbsen zufrieden, und giebt sich also wenig Mühe, sich Fische zu verschaffen.

Physische Beschaffenheit von Peru.

Die Masse des fruchtbaren Landes wird durch die Cordilleras de los Andes sehr vermindert, allein Peru genießt wieder andere Vortheile, welche die Nachtheile weit überwiegen. Ganz Peru besteht eigentlich aus zwei Cordilleras, welche durch die Vertiefung, wodurch sie mit einander verbunden sind, die Sierra bilden, und wovon die Eine auf ihrer Rückseite das Andesgebirge, die Andere aber auf die nämliche Art die Küste ausmacht.

In Peru giebt es Gegenden, die niedrig gelegen sind, in welchen es niemals regnet. Dies ist der Fall in dem Thale von Tumbes, das zwischen dem 5 und 15° S. B. liegt. Hier kann man sich nie eines Regens erinnern. Die ganze Strecke Landes auf der Ostseite wird durch die Cordilleras beständig gegen alle Ostwinde geschützt. Unter diesen Bergen giebt es Höhen, welche über 20,000 Fuß betragen. Den mittlern Durchschnitt der Gebirge rechnet man auf 15,000 Fuß über der Oberfläche des Meeres.

Die Gipfel dieser Gebirge sind gewöhnlich mit Wolken bedeckt, bloß ihr nördlicher Theil in den Monaten Januar, Februar und März ausgenommen, wo häufig die Nebel und Wolken plötzlich verschwinden, wo man alsdann die mit Schnee bedeckten Bergspitzen entdeckt. Man behauptet, daß die Wolken, mit denen sie das ganze übrige Jahr bedeckt sind, durch die Ostwinde von dem atlantischen Meere hergetrieben werden. Diese Wolken aber ziehen nie über die mit Schnee bedeckten Bergrücken weg, sondern bleiben gewöhnlich unterhalb

derselben schweben, wo sie sich in Regen und Nebel auflösen, welche oft von schrecklichen Donnerwettern begleitet sind.

In den Bezirken, wo nie ein Regen fällt, kommen die Winde beständig aus Süden, und in einer parallelen Richtung mit den Cordilleras. Sie sind stets von Nebeln begleitet, welche in den regenlosen Gegenden als Thau niederfallen. Der Thau ist zwar stark, aber doch nicht übermäßig. Das Wachsthum und der Anbau des Landes haben in dieser ganzen Strecke bloß in denjenigen Thälern einen besondern Grad von Vollkommenheit, in denen sich ein Bach oder der Arm eines Flusses befindet, durch den sie bewässert werden.

In der Gegend aber, wo kein Regen fällt, giebt es viele Brunnen, Bäche und kleine Flüsse, die sämmtlich ihren Ursprung in den ostwärts von Peru gelegenen Gebirgen haben. Die Länge der regenlosen Strecke beträgt 10 Breitengrade, und ihre Breite kann zu 12 geographischen Meilen angenommen werden. In derselben bemerkt man mehrere eigenthümliche Erscheinungen, welche der Mangel an Regen hervorbringt. Die Atmosphäre ist stets mit dicken Wolken angefüllt, die sich regelmäßig in Thau auflösen; nie bemerkt man ein Gewitter mit Donner und Blitz, wie in Ländern, worin es regnet.

Einige Thiere Perus.

Unter den Thieren, welche dem hohen Lande in Peru eigen sind, sind die gemeinsten die Vicunnas, die Alpacas, und die Lacmas. Die Vicunnas gehen

bald in großen, bald in kleinen Haufen herum, welche aber doch nie die Zahl zwanzig bis dreißig überschreiten. Ihren Aufenthalt haben sie in den wüsten und kalten Punas, wo das Schu oder Pajon wächst, wovon sie sich nähren. Die Vicunna ist ein sehr kluges Thier, mit einem scharfen Gehör, und läßt sich nicht leicht zu nahe kommen; es läuft beinahe schneller als die Gemse. Wird es nicht verfolgt, so geht es den größten Theil des Tages ganz ruhig umher und weidet. Der Laut, den es mit dem Munde hervorbringt, ist sehr scharf, entspricht aber doch seiner körperlichen Beschaffenheit und Größe nicht; wenn es in Freiheit ist, so giebt es diesen Laut oft von sich, der mehr dem Pfeifen eines Vogels, als dem Schreien eines vierfüßigen Thieres gleicht.

Da die Vicunna so außerordentlich schnell läuft, so ist sie schwer mit der Flinte zu schießen, oder mit Hunden zu jagen. Sie hat ein sehr schönes und stattliches Ansehen, da sie den Kopf sehr stolz und erhaben trägt. Der Nutzen, welchen die Vicunna gewährt, ist die Wolle, welche sehr fein und weich ist; diese hat aber den Fehler, daß sie sehr schwach ist; daher verliert sie einen Theil von dem Werthe, den sie sonst haben würde.

Die Art, wie man sie erlegt, ist folgende: man stellt sogenannte Chacos auf, was so viel als eine Vereinigung mehrerer Personen zur Ausführung eines Zweckes bedeutet. Die Vicunna ist ein sehr furchtsames Thier, das beim geringsten Geräusche erschrickt, und in Furcht geräth. Da man nun diese Eigenschaft kennt, so umgiebt man ein abhängiges Thal mit einem langen

Stricke ringsherum, so daß in der Mitte ein freier Platz bleibt, welcher bloß von einer Seite einen Zugang hat. Der Strick wird in eine solche Höhe gespannt, daß er die Mitte des Halses der Vicunna gleich ist; an demselben werden in kleinen Entfernungen wollene Lappen von rother oder einer andern Farbe angebunden, welche vom Winde hin und her bewegt werden. Vorhero aber sucht man eine Gegend auf, wo einige Heerden Vicunnas weiden, und macht so nahe als möglich dabei die Einschließung. Ist alles fertig, so wird eine Art von Treibejagd angestellt, wobei man sich kleiner Hunde bedient, die besonders dazu abgerichtet sind. Die Vicunnas verfolgt man so lange, bis sie in den umschlossenen Ort hinein getrieben sind. Sobald dies geschehen ist, suchen sie zu entfliehen; wenn sie aber die Lappen gewahr werden, erschrecken sie, und wagen weder über den aufgespannten Strick wegzuspringen, noch den Hals zu beugen, um darunter wegzukriechen. Die Jäger gehen darauf in den eingeschlossenen Kreis, fangen die Vicunnas mit ihren Schlingen, die sie ihnen um die Füße werfen, tödten sie, und ziehen ihnen das Fell sammt der Wolle ab. Gewöhnlich beschäftigen sich Indianer oder Mestizen mit dieser Jagd, welche sehr beschwerlich und mühselig ist, weil sie auf den rauhen Punas Statt findet, die ganz unbewohnt sind, und man weder in der Nähe noch in der Entfernung von einigen Meilen bewohnte Dörter antrifft. Soll die Jagd einträglich seyn, so müssen sie oft ganze Monate daselbst zubringen, während welcher Zeit sie von dem Fleische der Vicunnas und dem Mais leben, den sie mit sich nehmen. Tritt üble Witterung ein, und fällt viel Schnee, oder weht der

Wind heftig, so suchen sie sich hinter einem Felsen, oder in einem eingeschlossenen Thale einen Zufluchtsort.

Bisweilen trifft man unter den Vicunnas-Heerden einige Alpacas an, welche man jedoch auch einzeln in Heerden sieht, ob sie schon nicht so zahlreich als jene sind. Die Jäger sondern die Wolle der Vicunnas nicht von den Fellen ab, um jedem Betrüge vorzubeugen, weil man schon oft dieselbe mit der der Alpacas vermischt hat, welches um so leichter möglich ist, da sie von einerlei Farbe sind, obgleich die Letztere länger und auch nicht so fein und sanft ist. Durch die ungeschickte Art zu jagen, indem man alle Vicunnas tödtet, welche in die eingeschlossenen Dertter kommen, sind die Vicunnas sehr vermindert worden, und werden bald völlig ausgerieben seyn. Die Vicunnas lassen sich nicht zähmen; hingegen trifft man die Alpacas und Llamas in Peru auf der Sierra zahm heerdenweise an. Die Llamas haben für die Indianer den größten Nutzen. Sie bedienen sich derselben in den rauhen gebirgigten Gegenden als Lastthiere, und haben daher gegen dieselben eine sehr große Achtung, wie sie überhaupt gegen alle zahmen und Hausthiere eine besondere Liebe zeigen. Ehe sie anfangen, sie zum Lasttragen zu brauchen, stellen sie ein Fest an, wodurch sie zu erkennen geben wollen, daß sie sie zu ihren Gefährten und Gesellschaftern aufnehmen. Dies Fest besteht darin, daß sie die Llamas in den eingeschlossenen Hof bei ihrer Hütte führen, sie aufspugen, und ihnen viele seidene oder wollene Bänder und Büschel an den Kopf hängen. Hierauf schaffen sie einen Vorrath von Chicha, Brantwein und geröstetem Mais an, wozu sie ihre guten Freunde unter

den Indianern einladen. Diese stellen sich mit ihren Weibern und Kindern in dem eingeschlossenen Hofe ein, und fangen nach der Musik ihrer kleinen Trommeln und Pfeifen einen Tanz an, der ein paar Tage dauert, und den sie sowohl bei Tage als des Nachts abwechselnd fortsetzen. Nur wenn sie müde sind, ruhen sie etwas aus; haben sie sich aber wieder gestärkt, so fangen sie den Tanz von neuem an. Bei solchen Gelegenheiten berauschen sie sich auch.

Von Zeit zu Zeit gehen sie zu den Thieren hin, die gewöhnlich in einem Winkel des Hofes stehen, umarmen sie, machen ihnen Liebkosungen, halten ihnen ihre Totumas oder Flaschen mit Chicha und Branntwein vor, und ob die Thiere gleich nicht davon trinken, so glauben sie dies doch thun zu müssen. Auch sprechen sie mit ihnen, und sagen ihnen tausend verbindliche Dinge und Schmeicheleien vor. Sind diese Lustbarkeiten zu Ende, welche gleichsam als der Anfang ihrer Freundschaft angesehen werden, so fängt man an, sich der Llammas zum Lasttragen zu bedienen; die Zierrathen und den Putz, den sie vorhero hatten, läßt man ihnen.

Während sie dieselben ans Lasttragen gewöhnen, begegnen sie ihnen mit vieler Mäßigung; auch werden sie nachmals auf den Reisen nicht hart behandelt, noch geschlagen. Man ist mit dem gewöhnlichen Schritte dieser Thiere zufrieden, und regiert und lenkt sie durch Pfeifen. Das Lasttragen werden sie bald gewohnt; indessen giebt es einige Widerspenstige, welche keine Ladung auf sich leiden wollen.

Das Llama frißt nichts als Gras, das es auf dem Felde findet; es kann zwei Tage, ja noch länger

fasten, sobald es nichts zu thun hat. Ist es müde worden, und hat es sich auf die Erde niedergelegt, entweder weil man es nöthigt, weiter zu gehen, als es wegen Mangel an Futter aushalten kann, oder weil man ihm eine größere Last aufgelegt hat, als seine Kräfte verstaten, so steht es niemals wieder auf, sondern bleibt liegen, bis es stirbt; so viele Mühe sich auch die Indianer geben mögen, dasselbe zum Aufstehen zu bewegen, so ist doch alle ihre Anstrengung vergeblich. Diesen Umstand bemerkt man an keinem andern Thiere. So ist es auch sonderbar, daß, ob es sich schon zahm machen und abrichten läßt, es doch nichts weiter frißt, als das Gras, das es auf dem Felde abweidet. Daher geht es sowohl bei Tage als des Nachts fort, und sucht bloß das Gras zu seiner Nahrung, das am Wege steht. Wenn es geweidet hat, legt es sich auf die Erde nieder, um wiederzukäuen, und neue Kräfte zu sammeln, wobei es aber den Kopf und Hals stets aufgerichtet empor hält. Wenn die Llacmas sich legen wollen, so knieen sie zuerst nieder, und indem sie die Schenkel krümmen, stecken sie die Füße, den Einen auf dieser, den Andern auf jener Seite, unter den Leib. In dieser Lage bleibt der Leib gerade, mit dem Rückgrade völlig in der Mitte, eben so, als ob sie ständen, und man bekommt weder Vorder- noch Hinterfüße zu Gesichte, weil sie dieselben mit dem Leibe gänzlich bedecken.

Fangen sie an müde zu werden, oder in Zorn zu gerathen, so machen sie ein helles Geschrei, das beinahe einen kläglichen Ton hat; indessen bemerkt man einen Unterschied darin, wenn sie müde und wenn sie böse sind. Wenn sie eine Last tragen, so bewegen sie den

Kopf beständig, und sehen auf beiden Seiten stolz umher, als ob sie die umliegende Gegend beschauen wollten. Die Wolle, die sie liefern, ist grob, und ihre Farbe sieht gewöhnlich zimmtbraun aus. Wilde *Elacmas* giebt es jetzt nicht mehr.

Die *Guanacos* sind wesentlich von den *Elacmas* verschieden. Jene sollen oft die Größe eines Pferdes erreichen. Sie laufen sehr schnell, und besonders bergan in abgesetzten Sprüngen. Alte jagt man mit schnellen Pferden, und man fängt sie dadurch, daß man ihnen geschickt eine Schlinge umwirft. Die Jungen kann man durch Hunde einfangen, und sie werden sehr zahm.

Der *Paco*, oder *Alpacas* unterscheidet sich von der *Vicunna* durch sein längeres Gesicht, durch den stärkern Wuchs, und die längere Wolle; übrigens hat er in der Gestalt und Farbe viel Aehnlichkeit mit derselben, lebt auch mit ihr auf den Gebirgen, begattet sich aber nie mit derselben. Bis jetzt hat man ihn bloß in Peru gefunden. Er läßt sich zähmen, und die Peruaner haben große Heerden davon. Dies thun sie wegen der Wolle, aus der sie Zeuche verfertigen, die wie Seidenstoffe glänzen. Man braucht die *Pacos* auch zum Lasttragen; beim Aufladen legen sie sich wie die Kameele nieder.

Einwohner von Peru.

Im J. 1795 zählte man in Peru 1,066,112 Einwohner, worunter 400,000 Indianer waren. Die Indianer sehen alle kupferfarbig aus, und weder die Kälte noch die Wärme bringt eine merkliche Verände-

rung hierin vor. Eine desto größere Verschiedenheit herrscht in den Gesichtszügen; sie haben eine kleine und bis mitten zwischen den Augenbraunen mit Haaren bewachsene Stirne, kleine Augen, eine dünne, kleine und nach der Oberlippe zu krumm gebogene Nase, ein breites Gesicht, große Ohren, schwarze, gerade und dicke Haare. Diejenigen, welche in den hohen Landstrichen von Peru wohnen, sind von mittlerer Statur, die im niedrigen Lande sind etwas größer, obschon der Unterschied nicht viel beträgt.

Alle Indianer finden ein großes Vergnügen daran, sich den Leib roth zu bemahlen, und suchen dazu die Erdarten sorgfältig auf, welche diese Farbe geben. Die Quecksilbergrube zu Quancavelica hatte sonst bei den Einwohnern von Peru keinen andern Nutzen, als daß man den Zinnober, den man daraus holte, zum Rothmalen brauchte.

Die Krieger, welche ihre tapfersten und angesehensten Anführer sind, unterscheiden sich von den Uebrigen dadurch, daß sie den Körper mit eingestochenen und gemahlten Figuren schmücken, indem sie die Farben in die vielen Ritze und Stiche hineinbringen, welche sie sich in die Haut machen. Nach der Größe und Menge ihrer Thaten haben sie mehr oder weniger solcher Figuren am Leibe. Einige bemahlen sich bloß die Arme, Andere auch die Schenkel; bei Einigen sind auch noch die Lenden bemahlt, bei Andern geht diese Malerei von der Mitte des Leibes an bis oben hinauf. Diese Letztern sind die vornehmsten Krieger. So wie also ihr Kriegsrühm zunimmt, so breiten sich auch diese eingestochenen und gemahlten Zierrathen aus.

Diese Krieger tragen auch Federbüsche, die sie wie Büschel von Reiherfedern auf den Kopf stecken; sie haben auch dergleichen an den Armen und Schenkeln, über den Knöcheln, so wie auch Armbänder, welche ebenfalls ein Unterscheidungszeichen der Krieger sind. Diejenigen, welche keine Krieger sind, dürfen sie nicht tragen.

Bei allen Indianern ist der Hang zum Müßig gange sehr groß. Diejenigen, die noch unabhängig sind, geben sich bloß mit der Jagd und dem Fischfange ab. Die Weiber besorgen die wenige Aussaat von Mais und einigen Arten von Kürbissen; sie mahlen das Getraide, und backen das Brodt; auch bereiten sie die bei ihnen gewöhnlichen Getränke, und müssen auch zugleich die Kinder warten und erziehen, um welche sich die Väter nicht im geringsten bekümmern. In ganz Südamerika machen sich die etwas weniger rohen Indianerinnen das sogenannte *Urcu*, welches einen Hügel oder eine Erhabenheit bedeutet; sie ziehen nämlich ihre Haare von der Mitte des Kopfs herunter über die Stirne, und schneiden sie rund herum von den Ohren an bis über die Augen, und bedecken damit die Stirne und die Augenbraunen. Die Indianer im hohen Lande von Peru tragen die Haare lang und herunterhängend, ohne sie zusammen zu binden; im niedrigen Lande aber giebt es Viele, die ihre Haare abschneiden, welches sie sowohl wegen der Hitze als auch wegen der Nachahmung der Weißen thun.

Allen Indianern macht man den Vorwurf von Grausamkeit; allein diese scheint bloß eine Folge ihrer Wuth, und nicht der absichtlichen Ueberlegung zu seyn. Der rohe Mensch wird leicht aufgebracht, und wenn er dies

einmal ist, so kennt seine Wuth keine Grenzen. Sie lassen weder am Barte noch an andern Theilen des Leibes das Haar stehen, den Kopf ausgenommen.

Ihre Haut ist dick, und ihre Fleischmuskeln hart und zäh, die daher weit weniger empfindlich sind, als bei den Bewohnern anderer Erdtheile. Ihre Beinbrüche und Wunden lassen sich leicht heilen.

Diejenigen, welche in den hohen Gegenden von Peru wohnen, und Viehhirten sind, sind höchst unempfindlich. Sie haben nur wenige Kleider auf dem Leibe, obschon Kälte und Schnee fast beständig anhalten. Sie gehen stets mit bloßem Kopfe, und setzen niemals etwas auf, um sich gegen die heißen Sonnenstrahlen zu schützen. In den Valles (Thälern) und in den hohen Landstrichen kleiden sie sich zum Theil nach spanischer Mode. Sie sind stets barfuß, höchstens tragen sie Alpargates von Ochsenhaut; werden diese naß, so geben sie einen häßlichen Geruch von sich. Dieses Schuhwerk ziehen sie nie von den Füßen, sie behalten es so lange an, bis es zerreißt.

Die Neigung zum Trunke ist unter den Indianern allgemein, und in Peru sind die Weiber eben so große Liebhaberinnen des Trunkes, wie die Männer; beide Geschlechter berauschen sich; die Mütter geben ihren Kindern am liebsten die Brust, wenn sie betrunken sind. Sie hören nicht eher auf zu trinken, als bis sie niederfallen, oder nichts mehr haben.

Die Indianer zu Pampa del Sacramento und in den Andesgebirgen.

Ob schon diese Gegenden nicht im eigentlichen Sinne zu Peru gehören, so wird doch die Schilderung ihrer Einwohner Manches zur Kenntniß der Indianer in Peru beitragen, welche in Süden viel Aehnliches mit einander haben.

Diese Indianer leben in Wäldern und Wüstenen zerstreuet, und sind in mehrere kleine Stämme zertheilt, die einen oder mehrere Caciquen zu Regenten haben. Alle diese Stämme halten sich sämmtlich für ebenso viele verschiedene Nationen, und sind gegen alle Uebrigen feindselig gesinnt.

Die Meisten dieser Indianer sind groß, stark und wohlgebildet; denn es herrscht bei ihnen allgemein die Sitte, daß sie die Kinder, welche mit krummen verdrehten Gliedmaßen, oder sonst einem sichtbaren Gebrechen auf die Welt kommen, sogleich tödten. Ihre Hautfarbe ist heller als jene der Peruaner, und Einige unter ihnen, z. B. die Conivos, würden in diesem Stücke beinahe den Europäern gleich kommen, wenn sie nicht durch ihr herumirrendes Leben in den Gebirgen, durch die mancherlei Salben, womit sie sich bestreichen, und durch die zahllosen Stiche der Sandfliegen und Moskito's eine dunklere Farbe erhielten. Ihr ganzes Bestreben geht auf einen festen, muskulösen Körper, und auf die Plattmachung ihrer Stirn, und des Hintertheiles des Kopfs, weil sie theils das stärkste und tapferste Volk zu werden, theils, wie sie sagen, dem

vollen Monde ähnlich zu werden wünschen. Zur Erreichung der ersten Absicht haben sie den Brauch, ihren Söhnen von ihrer zartesten Kindheit an den Leib und alle Glieder mit hanfenen Schnüren zu umbinden, und zur Realisirung des letztern Zweckes wickeln sie Baumwolle um die Stirne beider Geschlechter, legen ein kleines viereckiges Brettchen darauf, und ein anderes dergleichen auf den Hinterkopf; alsdann ziehen sie beide mit Stricken so lange zusammen, bis sich der Kopf in die Länge ausgedehut hat, und hinten und vorne ganz platt worden ist. Ohnstreitig hat dieser Zwang einen höchst nachtheiligen Einfluß auf das Gehirn und auf die davon abhängenden Geistesfähigkeiten; daher sind auch diese Indianer in den Gebirgen das einfältigste und geistloseste Volk, das irgendwo unter der Sonne gefunden wird.

Diese Indianer gehen größtentheils nackt, doch findet dabei einiger Unterschied Statt: die Männer tragen nämlich ein kurzes baumwollenes Hemde, das auf die mannichfaltigste Art gefärbt ist, und halbe Ärmel hat: diese Bedeckung, welche bis auf die Mitte der Schenkel herabreicht, heißt Usti. Die verheuratheten Weiber sind sämmtlich in die sogenannte Pampañilla gekleidet, die ebenfalls aus Baumwolle verfertigt, und nichts weiter als eine Art von kurzem Unterrocke ist, welcher auf beiden Seiten offen steht, und kaum von den Hüften bis auf die Knie herabreicht. Wenn sie sich niedersetzen, so ziehen jedoch sowohl Männer als Weiber ihre Kleidung auf das sorgfältigste zwischen den Beinen zusammen, um die Theile zu bedecken, die man aus Anständigkeit nicht sehen lassen darf. Die unverheuratheten

Frauenzimmer aber gehen sämmtlich so nackt, wie Eva im Paradiese. Die Gewohnheit ist das kräftigste Gegenmittel gegen unreine Begierden, ob schon unter der heißen Zone beide Geschlechter weit wollüstiger als in gemäßigten Himmelsstrichen sind. Doch giebt es auch indianische Stämme, wo beide Geschlechter völlig nackt gehen. Die Männer schneiden sämmtlich ihre Haare kurz ab, und lassen sie auf die Stirne bis auf die Augenbraunen, hinten aber nicht tiefer als bis zur Spitze des Ohrläppchens herabhängen; oben auf dem Scheitel bindet man sie in eine Flechte zusammen, die mit langen und schönen Federn untermischt wird. Sie durchstechen sich das Kinn und den knorplichten Theil zwischen den Nasenlöchern, und tragen in beiden eine Menge von goldenen und silbernen Gehängen. Den Hals und die Arme zieren sie mit allerhand Schnüren, welche von den Zähnen der im Kriege erschlagenen Menschen und von jenen verschiedener Thiere verfertigt werden. Ueber den Schultern hängt der Köcher und in den Händen tragen sie Bogen und Pfeile. Die Frauenzimmer schneiden sich ebenfalls auf dem Vorderkopfe die Haare ab, die daher nur bis auf die Stirne herabfallen; auf die Hinterhaare aber wenden sie eine besondere Sorgfalt; sie lassen dieselben ganz frei über die Schultern herabhängen; die Ohren schmücken sie mit allen Arten von Puzsachen aus, welche sie besitzen.

Beide Geschlechter bemalen sich die Zähne und die Lippen schwarz und den Körper mit mancherlei andern Farben. Zur Bemalung des Gesichts bedient man sich jedoch ausschließlich der rothen Farbe.

Die Vielweiberei ist bei ihnen nicht gewöhnlich, vor der sie vielmehr einen Abscheu haben. Bloß die Caciquen (Häuptlinge) haben bisweilen zwei Weiber. So heurathen sie auch keine nahen Anverwandten, sondern verbinden sich bloß mit Familien, welche mit den Ihrigen nicht im geringsten verwandt sind. Bisweilen fodern sie ihre künftigen Gefährtinnen von den Eltern derselben und bedienen sich dabei der Vermittlung des Caciquen; indessen wird der Heurathsvertrag gewöhnlich zwischen den Oberhäuptern der beiden Familien abgeschlossen, und die jungen Leute werden schon von ihrer frühesten Kindheit an zusammengebracht und mit einander aufgezogen. Sobald sie das mannbare Alter erreicht haben, wird die Ehe vollzogen. Die gemeinschaftliche Erziehung bewirkt in den jungen Leuten eine außerordentlich innige Zuneigung und herzliche Liebe. Ehescheidungen finden aber ebenfalls Statt. Sobald zwei Eheleute glauben, nicht mehr mit einander leben zu können, steht es beiden Theilen frei, sich einander zu verlassen und sich nach Gefallen wieder zu verheurathen. Die Frauen ergreifen jedoch dies Auskunfts mittel am seltensten. Uebrigens sind die Verhältnisse beider Geschlechter einander vollkommen gleich und die Weiber sind keine Sklavinen der Männer, wie es so häufig bei andern Nationen der Fall ist.

Die religiösen Ideen haben unter ihnen schon einen hohen Grad von Entwicklung erhalten. Sie glauben, daß es eine Gottheit gebe, die sie sich aber wie andere ungebildete Menschen unter einer ganz menschlichen Gestalt vorstellen; sie halten sie für den Schöpfer der Erde und des Himmels, in welchem sie sich auf immer

niedergelassen, nachdem sie die Schöpfung der Ersten vollendet gehabt hätte. Sie geben ihr den Namen: Unser Vater, Unser Ahnherr; nie erbauen sie ihr aber einen Altar oder einen Tempel und erweisen ihr auch nicht die geringste göttliche Ehrfurcht. Bloß bei Erdbeben wenden sie sich an dieselbe, weil sie sich einbilden, dies furchtbare Ereigniß habe seinen Grund darin, daß sie ihren Sitz im Himmel verlassen habe, um einen Blick auf die Menschen zu thun und die Anzahl der Lebenden nach dem Lärmen zu berechnen, der sie verursachen. Von diesem Wahnglauben fest überzeugt und in der Meinung, daß jeder Schritt, den sie thut, den Erdball erzittern macht, verlassen sie sämtlich, sobald sie nur die geringste Erderschütterung spüren, zu gleicher Zeit ihre Hütten, rennen herum, springen, stampfen auf den Boden und schreien dabei beständig so laut sie können: Hier sind wir, hier sind wir!

Außer einem guten, nehmen sie auch noch ein böses Wesen an, dem sie den Mittelpunkt der Erde zur Wohnung anweisen, und das sie für den Urheber alles Unglücks halten, das ihnen zustoßt; schon sein bloßer Name setzt sie in Schrecken. Die Listigsten unter ihnen benutzen diesen Aberglauben, um sich selbst ein großes Ansehen zu verschaffen. Sie geben sich für die Abgeordneten dieses furchtbaren Wesens aus, und werden unter dem Namen der *Mohanes*, oder *Agoreros* bei allen, selbst den geringfügigsten Vorfällen um Rath gefragt; besonders stehen alle Liebeshändel, die Gesundheit der Menschen und die Fruchtbarkeit der Felder unter ihrem Schutze. Treffen ihre Wahrsagungen nicht ein, oder schlagen ihre Zaubermittel fehl, so läßt man

sie in solchen Fällen oft theuer büßen. Die vorzüglichste Gewalt der Mohans und ihre Hauptbeschäftigung besteht in der Heilung der Kranken, welche ihnen aber auch zugleich zum Verderben gereicht. Alle Krankheiten schreibt man ihren Zaubermitteln zu; sobald daher jemand krank wird, giebt man sich sogleich alle Mühe, um zu erfahren, von welchem Mohan das Unglück herrührt. Der nächste Verwandte des Kranken nimmt daher eine Portion Saft von dem floripodium (*datura arborea*, Lin.) ein, und fällt hierauf, durch diese Pflanze berauscht, sehr bald wie todt zur Erde nieder. Die Umstehenden sorgen dafür, daß er nicht Gefahr läuft zu ersticken, und dieser Zustand hält gewöhnlich drei ganze Tage an. Kommt er endlich wieder zu sich, so muß der Mohan, welcher mit dem Zauberer, den er in seinen Visionen gesehen, die meiste Aehnlichkeit hat, die Cur des Kranken übernehmen, oder ist der Letztere unterdessen gestorben, so wird der Mohan gewöhnlich auch getödtet. Hat der Berauschte in seinen Visionen gar keinen Zauberer erblickt, so hat der erste Mohan, der ihm begegnet, das Unglück, dem ähnlich zu sehen, der ihm wenigstens hätte vorkommen können.

Durch die Erfahrung und die Tradition haben diese Mohans einige Kenntniß der Pflanzen und Gifte erlangt, mit denen sie aber weit mehr Unheil anrichten als Gutes stiften. Ihre gewöhnliche Methode einen Kranken zu behandeln besteht darin, daß entweder in einem Hause oder in freier Luft zwei Hängebetten dicht neben einander gestellt werden; in dem Einen liegt der Patient, in dem Andern der Mohan. Der Letztere, der dicht an der Seite des Kranken liegt, fängt

hierauf an, sich in seinem Hängebette zu wiegen, und in einem sehr widerlichen Fistelstone die Vögel, die vierfüßigen Thiere, und die Fische aufzufodern, dem Kranken seine Gesundheit wieder zu verschaffen. Von Zeit zu Zeit richtet er sich in die Höhe und macht tausenderlei lächerliche Zeichen und Gebärden über dem Patienten; zugleich giebt er ihm Pulver ein und legt ihm seine Kräuter auf oder saugt ihm die Wunden oder andere Schäden aus. Wenn die Krankheit zunimmt, so stimmt der Mohan ein besonderes Lied an, worin er die Seele des Patienten anredet, und wovon sich jeder Vers mit den Worten schließt: du mußt nicht gehn! du mußt nicht gehn! Das kurze Lied wiederholt er von jetzt an in einem fort, und alle Anwesende stimmen mit ein; je schwächer der Kranke wird, desto stärker wird der Gesang, der endlich in ein fürchterliches Geschrei ausartet, damit er dem Sterbenden zu Ohren kommt. Fruchten endlich alle Mittel nichts, und nahet sich wirklich der Tod, so springt der Mohan plötzlich aus dem Hängebette herab, und ergreift die Flucht, wobei jedoch ein zahlloses Heer von Prügeln auf ihn herabregnet, und man ihn soweit man kann mit Steinen und Erdschollen verfolgt. Nach und nach versammeln sich nunmehr Alle, die zu diesem Stamme gehören, theilen sich in mehrere Partien ab, und wenn der Sterbende ein Krieger ist, so nahet sich ihm eine Partei nach der andern, und ruft ihm laut und mit einer Stimme zu: Wohin gehst du? Warum verläßt du uns? Mit wem sollen wir künftig gegen die Lucas (Feinde) vorrücken? Hierauf erzählen sie ihm die Heldenthaten, die er verrichtet, erinnern ihn an die Menge

von Feinden, die er erschlagen hat, und an die vielen Freunden, die er hier zurück läßt. Dies alles geschieht in ganz verschiedenen Tönen, und während Einige die Stimme laut erheben, murmeln die Andern ganz leise, und der arme Kranke muß dies alles geduldig mit anhören. Dies setzt man so lange fort, bis die ersten Kennzeichen der nahen Auflösung an ihm sichtbar werden; alsdann umgiebt ihn eine Menge Frauenzimmer, wovon Einige mit Gewalt den Mund, die Augen und die Nasenlöcher zuhalten; Andere ihn in die Hängematte einwickeln, sich mit dem ganzen Gewichte ihres Körpers auf ihn legen, und ihn auf diese Art vor der Zeit umbringen. Stirbt der Kranke im Innern der Hütte, so löscht man in dem nämlichen Augenblicke schnell das Licht aus, und treibt den Rauch aus derselben, damit die Seele das Loch, durch das sie entfliehen kann nicht verfehlt, und etwa in dem Sparrenwerke des Daches hängen bleibt. Damit sie aber auch die Hütte so schnell als möglich verläßt, und man sie verhindert, wieder in dieselbe zurück zu kommen, verschmiert man alle Zugänge zu derselben mit Roth, damit der Gestank davon die Seele verjagt.

Ueber das Loos der Seele nach ihrer Trennung vom Körper, sind die Indianer verschiedener Meinung. Einige glauben, daß sie in eine andere Welt gehe, wo sie auf die nämliche Art, wie hier, fortlebe, und nur einen höhern Grad von Ruhm genieße. Da alle ihre Vorstellungen höchst sinnlich sind, so leben sie auch der festen Ueberzeugung, daß im künftigen Leben ebenfalls Tänze, Schmausereien und Kriege statt finden werden. Die Blitzstrahlen sehen sie für die kriegerischen Angriffe,

und das Rollen des Donners für das Niederstürzen der erschlagenen Feinde an, die sogleich in wilde Thiere verwandelt werden; die Milchstraße halten sie für einen Lusthain, in welchem ihre Belustigungen und Ergötzlichkeiten statt finden. Bei der Ankunft in der andern Welt werden die Krieger auf eine ausgezeichnete Weise empfangen; deshalb legen sie auch stets eine kupferne Axt, oder einen Bogen neben sie, damit sie sogleich einen triumphirenden Einzug halten können. Andere indianische Stämme glauben an eine Seelenwanderung, nicht bloß in menschliche, sondern auch in thierische Körper. Die Caciquen, die tapfern Krieger und die treuen Weiber, gehen gewöhnlich in die Körper von den Thieren über, die sie am meisten achten, nämlich in die der Affen, der Lieger u. s. w. Und da die Indianer beim Anblicke eines geschwänzten Affen, oder eines andern mit einem Barte versehenen Thieres immer glauben, daß die Seele ihres verstorbenen Caciquen, oder ihres Vaters u. s. w. sich in demselben befinde, so machen sie dem Thiere tausenderlei lächerliche Complimente, und überhäufen es mit Ehrenbezeugungen. Von dieser Meinung sind sie fest überzeugt. Doch glauben sie auch, daß gewisse Geister, die entweder Verbrechen begangen haben, oder keinen Körper finden können, der sich für sie schickt, in der Luft herumflattern müßten, oder auf dem Grunde der Flüsse angefesselt sind. Von eigentlichen Sünden, oder von einem Orte der Quaal nach diesem Leben, haben sie jedoch nicht den geringsten Begriff. Einem Jesuiten, der einem alten Manne wegen seiner Sünden Vorwürfe machte, gab dieser in einem sehr ernsthaften Tone zur Antwort:

Epare deine Worte; denn dies alles ist nicht wahr. Meine Sünden sind sehr gut; ich finde sie überall um mich her und habe keine Lust, mich darum verbrennen zu lassen.

Sobald nun der Sterbende durch das Zuhalten des Mundes und der Nasenlöcher, und durch das Einwickeln in seine Bettdecke, im eigentlichen Verstande erstickt worden ist, nimmt ihn ein Indianer in den Arm und stößt einen lauten Schrei aus, der sogleich durch jämmerliches Wehklagen der nächsten Verwandten, und durch das Heulen von einer Menge alter Weiber erwidert wird, die man in dieser Absicht zusammenruft. So lange dieses Geheul fortdauert, müssen die Letztern stets in Bewegung seyn, um mit der flachen Hand die Thränen abzuwischen und die Hand alsdann auf dem Erdboden abzutrocknen.

Durch die häufige Wiederholung dieses Verfahrens sammelt sich um die Augen und Augenbraunen her ein Kreis von Erde und Roth, der ihnen ein fürchterliches abscheuliches Ansehen giebt; sie dürfen sich nicht eher waschen, als bis das Klagen und Trauern ganz vorüber ist. Dies erste Klagegeschrei beschließt man mit einigen tüchtigen Töpfen voll Masato (ein berausches Getränk), um den Kummer zu besänftigen. Hierauf fängt die Gesellschaft an, eine furchtbare Niederlage unter den Geräthschaften anzurichten. Einige zerbrechen seine Kessel, Andere seine irdenen Töpfe und noch Andere verbrennen seine Kleidungsstücke, damit das Andenken an ihn desto schneller erlöschen soll. Ist der Verstorbene ein Cacique, oder ein mächtiger Krieger gewesen, so feiert man sein Leichenbegängniß mehrere Tage lang fort, und das Volk kommt täglich viermal zu-

sammen, nämlich des Morgens bei Sonnenaufgang, des Mittags, des Abends und um Mitternacht, um eine Zeitlang mit einander zu weinen und zu wehklagen. Auch nimmt eine Trauermusik zu den bestimmten Stunden vor dem Hause der neuen Wittwe und ihrer Anverwandten ihren Anfang, und man singt dabei, unter Begleitung vieler Instrumente, die Heldenthaten des Verstorbenen ab. Alle Nachbarn stimmen aus dem Innern ihrer Hütten in diesen Gesang mit ein, wobei Einige wie die Vögel pfeifen, Andere wie die Lieger heulen, die meisten aber wie Affen schnattern, oder wie Frösche quäcken. Diese Musik endigt man ebenfalls mit der Zerstörung von allem, was noch von der Verlassenschaft des Verstorbenen vorhanden ist; den Beschluß der ganzen Ceremonie macht man damit, daß man das Haus oder die Hütte, worin der Verstorbene gewohnt hat, von Grund aus abbrennt. Bei einigen indianischen Stämmen schneiden sich auch die nächsten Anverwandten zum Zeichen ihres Schmerzes die Haare ab.

Den Verstorbenen legt man an dem nämlichen Tage, an dem er gestorben ist, mit allen ihm zukommenden Ehrenzeichen, in ein großes irdenes Gefäß, das die Stelle des Sarges vertritt, deckt ihn mit einer Lage von Thon zu, begräbt ihn in irgend einer entlegenen Ecke und wirft so lange Erde darauf, bis das Grab mit dem Boden vollkommen gleich ist. Sobald das Leichenbegängniß vorüber ist, nimmt man sich sehr in Acht, das Grab jemals wieder zu besuchen, und giebt sich überhaupt alle Mühe, alles, was den Verstorbenen betrifft, selbst bis auf den Namen, zu vergessen. Diese Sitte ist höchst sonderbar, da sonst

dem Menschen alles theuer ist, was die Verstorbenen betrifft, und es in der menschlichen Natur liegt, sich gern derer zu erinnern, welche von unsern Lieben vor uns aus der Welt gegangen sind. Der Stamm der Noamays gräbt jedoch seine Verstorbenen ohngefähr nach Jahresfrist wieder aus, sobald man nämlich glaubt, daß die fleischigten Theile des Leichnams gänzlich verwest sind. Hierauf waschen sie die Knochen sauber ab, setzen sie in ein Skelett zusammen und legen dies in einen thönernen Sarg, der mit mehrern Symbolen des Todes verziert wird, welche den ägyptischen Hieroglyphen ähnlich sind. In diesem Zustande trägt man das Skelett nach Hause, damit die Hinterlassenen dem Verstorbenen noch einmal ein ehrerbietiges Andenken erweisen. Nach einer gewissen festbestimmten Zeit beerdigt man dies Gerippe nochmals, und von diesem Augenblicke an wird die Person, der es zuhört, gänzlich und auf immer vergessen.

Ackerbauwerkzeuge sind unter ihnen gewöhnlich, weil sie verschiedene Arten von Wurzeln bauen, die durchaus einige Kultur erfordern. Unter denselben ist die Vorzüglichste die Yuchawurzel, aus der sie den Masato, ihr einziges Getränk und Labfal, zubereiten. Außerst selten trinken sie Wasser, das aber auch wegen des heißen Himmelsstriches und der zahllosen Moräste äußerst schlecht ist. Beim Anbau der Yucha roden sie zuerst eine kleine Strecke Wald aus, und zwar mit steinernen Aexten, welche zu verfertigen außerordentlich viel Geduld erforderlich ist; hierauf verbrennen sie das gefallene Holz, und werfen die Erde mehrmals um, damit sie locker wird. Dies thun sie mit einem Stabe, der

einem Schwerdte ähnlich ist. Auf die nämliche Art bauen sie auch Baumwolle, deren Schoten ihnen größttheils alle Materialien liefern, die sie zur Verfertigung ihrer Ustis und Campanillas nöthig haben. Uebrigens geben sie sich wenig mit dem Ackerbau und mit Manufakturen ab; ihre Hauptbeschäftigungen sind die Jagd, der Fischfang und der Krieg. Die Werkzeuge, deren sie sich zu diesen Zwecken bedienen, sind große Spieße, Keule, Chinganas (eine Art von Lanze), Dolche, Wurffspieße, Bogen und Pfeile. Die Letztern verfertigt man aus dem härtesten Holze, und bestreicht die Spitze mit einem äußerst wirksamen Gifte, das sie aus dem Pflanzenreiche gewinnen. Die Fische schießen sie mit Pfeilen, die vierfüßigen Thiere aber mit Wurffspießen, die sie sehr geschickt zu werfen wissen. Sie fürchten sich daher in ihren unermesslichen Waldungen auch gar nicht vor reißenden Thieren. Gewöhnlich fangen sie damit an, daß sie ein solches Thier herausfordern, und alsdann warten sie seinen Angriff ruhig ab; sie kennen die Heftigkeit des Giftes, und wissen, daß ein Thier, welches damit verwundet ward, sogleich todt darnieder stürzt. Ihre Geschicklichkeit zum Fischfange ist nicht minder groß. In der Lenkung der Kanoes besitzen sie eine außerordentlich große Fertigkeit.

Ihre herrschende Leidenschaft aber ist der Krieg, der ihre ganze Glückseligkeit ausmacht. Soll derselbe angefangen werden, so veranstaltet man eine allgemeine Versammlung der Nation, bei welcher entweder der Cacique, oder derjenige, dem der Oberbefehl über das Kriegsheer übertragen ist, den Vorsitz führt. Hat diese Versammlung ihren Anfang genommen, so zündet man

Tabakspfeifen an, läßt die Masatotöpfe in der Reihe herumgehen, und wenn sie schon im hohen Grade betrunken sind, berathschlagen sie sich erst über den Zweck ihrer Zusammenkunft, und über die Frage, welche Nation sie bekriegen wollen? Der Grund aller ihrer Kriege liegt entweder in der Plünderungs- oder in der Nachsucht. Ist der Krieg beschlossen, so legen sie sogleich dem Mohan gewisse Fasten auf, welchen er sich auch auf das strengste unterwerfen muß. In dieser Absicht entfernt er sich sogleich von allem Umgange mit Menschen, und verschließt sich in eine entfernte einsame Hütte, die er gewöhnlich nicht anders als halb todt wieder verläßt. Bei seinem Heraustreten versichert er dem Volke, daß der Krieg schlechterdings nothwendig sei, und dringt auf die schnellste Eröffnung des Feldzugs. Fällt dieser glücklich aus, so überhäuft man den Mohan mit zahllosen Lobsprüchen, und er erhält den besten Antheil an der gemachten Beute; nimmt derselbe hingegen einen unglücklichen Ausgang, so überhäuft man ihn mit Verwünschungen und ertheilt ihm Schläge in Menge. Wenn der bestimmte Tag zum Ausmarsche angebrochen ist, so versammeln sich die Indianer in ihrem schönsten Schmucke, und mit allen Arten von Waffen ausgerüstet, die bei ihnen beim Angriffe gewöhnlich sind. Die Vertheidigungswaffen, die sie mit sich nehmen, bestehen in Schilden, die von geflochtenen Rohre verfertigt und mit Thierhäuten überzogen sind. Um einen hellen Blick zu bekommen, und den Feind so bald als möglich auszuspähen, reiben sie sich noch vor dem Ausmarsche die Augen mit rothem Pfeffer. Nachdem sie sich hierauf in Colonnen gebildet haben, hält der An-

föhret eine kurze Rede, worin er sie zur Tapferkeit und zum muthigen Ausbarren ermahnt; zugleich giebt er auch von Zeit zu Zeit denen, die nicht im Gliede stehen, oder die sich sonst Nachlässigkeiten zu Schulden kommen lassen, einige Schläge auf die Schenkel. Ist man endlich mit allen diesen Vorkehrungen zu Ende, so rückt das Heer aus, um dem Feinde entgegen zu gehen.

Solche Angriffe fallen sehr häufig vor, und da sie auch ganz unerwartet Statt finden, so sind die Wohnörter dieser Indianer förmliche Festungen, welche auf diesen Fall zur Vertheidigung eingerichtet sind. Während nun bei einem feindlichen Angriffe der eine Theil von ihnen sich dem Angriffe der Feinde an dem einen Thore entgegenstellt, zieht sich der Andere durch den entgegengesetzten Ausgang in die Wälder, theilt sich daselbst in zwey Colonnen, und rückt alsdann in der besten Ordnung zur Vertheidigung ihres Wohnortes heran. In einer kleinen Entfernung von dem Orte werden auch Trommeln, die aus ausgehöhlten Baumstämmen bestehen, an die Bäume gehängt und so leicht und auf eine solche Art daran befestigt, daß der Feind beim Heranrücken die Schnüren nothwendig auflösen muß, womit sie angebunden sind; durch das Geräusch, welches die Trommeln im Herabfallen verursachen, werden die Einwohner von der sie bedrohenden Gefahr benachrichtiget. Da indessen alle diese indianischen Stämme die nämlichen Gebräuche haben, so kennen sie auch sämmtlich diese verschiedenen Kriegslisten.

Sobald die Angreifenden in der Nähe von dem Wohnorte des Stammes zu seyn glauben, an welchem

sie ihre Rache ausüben wollen, machen sie Halt und bilden eine einzige Colonne. Der Anführer hält nun zum zweitemale eine Rede an sie, und sucht ihren Muth auf alle mögliche Art zu entflammen. Hierauf bringen sie mit der größten Sorgfalt sowohl ihre Federbüsche, als ihre Hals- und Armbänder in Ordnung, setzen ihre Waffen in gehörigen Stand und schlagen sie mit Ungestüm an einander, um sich durch das Geräusch Muth einzufloßen.

Nach diesen Vorkehrungen schicken sie Spione aus, um den Grund und Boden und die Bäume auszukundschaften, und den Weg auszusuchen, auf welchem sie mit Sicherheit vorrücken können. Hierauf nähern sie sich in der größten Stille dem feindlichen Wohnorte, machen mit einem fürchterlichen Kriegsgeschrei den Angriff auf denselben, und stoßen alles, was ihnen vorkommt, ohne Barmherzigkeit nieder, bloß die Kinder sind von diesem Loose ausgenommen, sie führen aber dieselben gefangen mit sich fort.

Wenn sie ihren Durst nach Menschenblut gestillt, und alles, was sie bekommen können, geplündert haben, besonders aber die Köpfe der Erschlagenen abgeschlagen und sorgfältig aufgepackt haben, kehren sie triumphirend nach Hause zurück. Bisweilen setzt sich aber auch der angegriffene Theil mit Glück zur Wehre, und schlägt seine Feinde siegreich zurück; am gewöhnlichsten siegt aber doch der angreifende Theil.

Bei der Annäherung flüchten sich die Einwohner meistens in die Wälder, und rücken von hieraus dem Feinde entgegen, um seinen weitem Fortschritten so viel als möglich Einhalt zu thun. Hierdurch wer-

den sie selbst wieder der angreifende Theil, und die Folge davon ist nicht selten, daß alle Feinde erschlagen werden, und kein Einziger seinem Volke die Nachricht von ihrer Niederlage überbringen kann. Mögen sie aber in ihrer Vertheidigung glücklich oder unglücklich seyn, so vollenden sie sogleich selbst die Zerstörung ihres von dem Feinde angegriffenen Wohnortes, verlassen die Gegend und nehmen ihren Aufenthalt an einem andern Orte.

Glückt dem angreifenden Theile sein Angriff, so schickt er sogleich einen Boten an seine Nation, um sie von dem erfochtenen Siege zu benachrichtigen. Sobald diese Nachricht bekannt wird, versammeln sich sogleich alle von dem Stamme, die zurückgeblieben sind, besonders die Frauenzimmer. Alle verlassen alsdann ihren Wohnort, ziehen den siegreich Heimkehrenden entgegen, und überhäufen sie mit Lobeserhebungen, welche sich nach der Anzahl der Köpfe richten, welche ein jeder mit zurück bringt; diejenigen, welche nichts haben, treffen Vorwürfe und Spott. Dieser Empfang hat einen solchen Einfluß auf die Indianer, daß sie sich eher in den gewissen Tod stürzen, als ohne den Kopf eines Feindes, oder ein sonstiges außerordentliches Zeichen ihrer Tapferkeit nach Hause kehren.

Die *Itucalis*, ein Stamm wilder Indianer, schlizzen sich jedesmal, wenn sie einem Feinde den Kopf abschneiden, ein klein wenig die Haut auf dem Rücken der Nase auf, und stecken sich eine kleine Hülse von der Frucht des Palmbaumes hinein, wodurch Warzen und Auswüchse entstehen, deren Anzahl nach und nach immer zunimmt, bis sie zuletzt den ganzen Raum von

den Augenbraunen bis zur Nasenspitze herab einnehmen und einen höckrigten Ueberzug über die Nase bilden, durch welchen diese Indianer auf das abscheulichste entstellt werden.

Das Erste, was sie mit den Köpfen der Feinde vornehmen, die sie mit nach Hause bringen, besteht darin, daß sie dieselben kochen, und alsdann die Haut sowohl vom Hinterkopfe, als von dem Gesichte abziehen. Diese stopft man sorgfältig mit Stroh aus, trocknet sie im Rauche und macht auf diese Art eine Larve daraus. Die Zähne tragen sie in ihren Hals- und Armbändern, und die Hirnschalen hängen sie als Trophäen an den Decken ihrer Wohnungen auf.

Die Siegesfeier begehnen sie an einem dazu bestimmten Tage in dem Hause ihres Anführers, oder des Caciquen, auf das Feierlichste. Zu diesem Feste ist vorzüglich eine große Menge von Krügen mit Mofato erforderlich, welche in einem großen Saale reihenweise aufgestellt werden, worin nach dem Range und dem Stande verschiedene Sitze angebracht sind. Zu der bestimmten Zeit versammelt sich das ganze Volk, das bei dieser Gelegenheit auf tausend lächerliche Arten herausgeputzt erscheint.

Die Krieger bringen auch ihre erwähnten Larven mit, welche sie dabei immer beim Haarschopfe zaussen. Wenn sie an das Haus kommen, worin das Fest gefeiert werden soll, so ergreifen sie ihre Waffen, machen einen verstellten Angriff, und ziehen sich zurück, als ob sie vom Feinde zurückgeschlagen wären; beim dritten Angriff aber schließen sie um das Haus herum einen Kreis, fangen an zu tanzen und zu singen. Der Haupt-

Inhalt ihres Gefanges besteht darin, daß sie die Larven verspotten, daß sie ihnen Feigheit vorwerfen, und ihnen Schuld geben, daß sie entweder nicht gehörig gefastet, oder sich die Augen nicht mit rothem Pfeffer gerieben hätten. Diese höhnischen Vorwürfe vermischen sie mit dem Lobe der Tapferkeit derer, die sie besiegt haben. Dabei thun sie von Zeit zu Zeit tüchtige Züge aus den Masatokrügen, und bei diesem Wechsel von Tanzen, Singen und Trinken bleiben sie mehrere Tage und Nächte ununterbrochen beisammen, bis die Krüge sämmtlich leer sind. Zum Beschlusse der Feierlichkeit theilen sie sich nochmals in zwei Colonnen, wovon sich die Eine der Andern gegenüber stellt. Hierauf fangen sie an zu tanzen, greifen sich einander an, zausen sich bei den Haaren herum, und versetzen sich einander die wüthendsten Schläge. Mit diesem Kampfe nimmt das Fest ein Ende, und jeder Indianer geht friedlich nach Hause.

Die Gefangenen, welche diese Barbaren machen, werden sehr gut behandelt. Unter einander vertragen sie sich ebenfalls sehr friedlich, und bitten einander zugleich um Verzeihung, sobald sie einander beleidigt zu haben glauben. Besuchen sie Fremde, so geben sie sich alle Mühe, diese auf das gefälligste zu bewirthen.

Ihre Art zu grüßen besteht darin, daß sie die Spitzen ihrer Finger grüßen; alsdann mit denselben das Kinn berühren, und endlich den Fremden die Hand reichen.

Peru führt den Namen eines Vice-Königreichs, und ist 320 Meilen lang und 120 breit. Es wird in zwei Audiencias eingetheilt: 1) in die Audiencia de Lima mit la Paz, welche aus den Landschaften Truxillo, Arequipo, Guamania, Cusco und La Paz besteht. Die merkwürdigsten Dörter in dieser Audiencia sind: 1) Lima, die Hauptstadt. 2) Truxillo, mit 9000, 3) Arequipo, mit 40,000, und 4) Cusco, mit 26,000 Einwohnern, und 2) in die Audiencia de Chili, worin die vornehmsten Dörter sind: 1) die Hauptstadt St. Jago de Chili, mit 46,000, 2) Valparaiso, und 3) La Concepcion, mit 13,000 Einwohnern.

Die Hauptstadt von Peru, Lima.

Lima hat 52,627 Einwohner und 3941 Häuser. Durch den freien Handel hat diese Hauptstadt in Ansehung der Lebensmittel und der Bequemlichkeiten des Lebens sehr gewonnen. Vor dieser Epoche waren Kaffeehäuser und solche, wo Gastmähler gehalten wurden, den Einwohner von Lima ganz unbekannte Dinge. Die Anzahl der Waarenmagazine war um ein Drittel geringer.

Lima liegt unter dem 12° 11' 15" S. B. am Flusse gleiches Namens, unweit der Südsee in einer sehr schönen Ebene. Es ist der Sitz des Vizekönigs, einer Audiencz, eines Erzbischofs, eines Inquisitionsgerichtes und einer Universität, die 1614 gestiftet worden ist. Sie hat verschiedene Manufakturen, und treibt starken Handel. Die Anzahl ihrer Klöster beläuft sich

auf 40. Im Jahr 1746 wurde sie durch ein Erdbeben beinahe gänzlich zerstört. Der Hafen Callao de Lima ist von der Stadt etwa eine Meile entfernt, und wird durch zwei Castelle vertheidigt. Unter den öffentlichen Belustigungen nimmt das Schauspiel den ersten Platz ein.

Zustand des Bergbaues in Peru.

In Mexiko haben sich die Bergwerke von jeher in dem blühendsten Zustande befunden, dagegen kann Peru die Seinigen kaum im Gange erhalten, ob sie schon weit reicher und auch zahlreicher sind. Hieran ist die Verschiedenheit der Achtung und Unterstützung Schuld, welche in beiden Provinzen dem Bergbau zu Theil wird. In Mexiko wendet ein Kaufmann, oder sonst eine reiche Privatperson, auf das bloße Wort eines Bergmannes 50 bis 100 Piafter auf die Bearbeitung einer Grube, und giebt deshalb seine Speculation noch nicht auf, wenn er etwa hört, daß die Ader verloren gegangen ist. In Peru hingegen hat ein Habilitator (dies sind reiche Privatleute, die sich aus Speculation in der Nähe von Bergwerken niederlassen, um den Unternehmern derselben Geld vorzustrecken) kaum 10 bis 12 Piafter vorgeschossen, so möchte er auch schon die reichste Ausbeute haben.

Der wichtigste und wesentlichste Grund des schlechten Anbaues der Bergwerke liegt aber ohnstreitig in dem Mangel an Arbeitern. Die Neger kann man durchaus nicht in den Bergwerken brauchen, und schon der bloße Aufenthalt in dem rauhen Clima dieser Ge-

birgskländer macht sie sogar zur Verrichtung häuslicher Arbeiten untauglich. Nach einem kurzen Aufenthalt verändert sich ihre Hautfarbe und verwandelt sich in eine aschgraue Blässe. Die Meisten fallen darauf in gefährliche Krankheiten und sterben. In allen Bergwerken, selbst in den Goldgruben der Provinz La Paz, wo doch die Temperatur der Luft sehr warm und wohlthätig ist, hat man schon häufig Versuche gemacht, Neger statt der Indianer bei der Arbeit anzustellen, allein sie sind alle mißlungen, und der Tod dieser Unglücklichen ist allemal die Folge davon gewesen. Die in der Luft der Bergwerke herumschwimmenden feinen Theilchen von Spießglas machen ohnstreitig auf den Körper der Neger einen heftigern und schädlichern Eindruck, als auf die Haut anderer Menschen; vielleicht wird ihnen auch das immer wiederholte Aus- und Einfahren in den Bergwerken, wobei sie sehr schwere Lasten zu tragen haben, zu sauer, und ihr Körper wird dadurch zu Grunde gerichtet; es kann aber auch seyn, daß diese Art von Arbeit sowohl ihrer physischen Beschaffenheit, als auch ihrer Neigung im gleichen Grade zuwider ist.

Die Spanier sind zu den Arbeiten in den Bergwerken eben so wenig tauglich. Viele junge starke Leute, die entweder aus Noth oder Habgier in den Bergwerken arbeiteten, waren in kurzem wieder genöthigt, diese Beschäftigung aufzugeben, weil sie ihrer Gesundheit nachtheilig war; ihre Kräfte schwanden zusehens, und sie hatten an ihrem ganzen Körper unaufhörlich die größten Schmerzen auszustehen.

Die Mestizen geben sich entweder aus Stolz, oder aus wirklich physischem Unvermögen nicht mit diesen beschwerlichen Arbeiten ab, und es bleibt daher niemand übrig als die Indianer, durch welche die Bergwerke betrieben werden können. Diese sind an das strenge Klima gewöhnt, und können die schlechte Luft vertragen, welche in den Gegenden herrscht, wo sämtliche Bergwerke liegen.

Anzahl der Bergwerke in Peru.

In der Intendantschaft Lima giebt es vier Gold- und 181 Silberbergwerke; eine Quecksilber- und 4 Kupfergruben, welche im J. 1791 alle im Gange waren. 70 Silberbergwerke waren damals aus verschiedenen Ursachen aufgegeben.

In der Intendantschaft Tarma und in den dazu gehörigen Provinzen Pasco und Huanca giebt es 227 Silberbergwerke, die wirklich im Gange sind, und 22 liegen vernachlässigt. Außerdem gewinnt man noch aus zwei Bleibergwerken eine ungeheure Menge von Blei.

In der Intendantschaft Truxillo nebst dem dazu gehörigen Bezirke Chota werden drei Goldbergwerke wirklich bearbeitet, so wie auch 134 Silberbergwerke. 161 von den Letztern liegen verlassen.

In der Intendantschaft Huamanga nebst dem dazu gehörigen Bezirke Lucanos sind 60 Goldbergwerke, 102 Silber- und 1 Quecksilberbergwerk wirklich im Gange. Silberbergwerke hat man 3, und Quecksilbergruben 63 aufgegeben.

In der Intendantschaft Cuzco nebst dem Bezirk Surahuasi hat man nur bloß Silbergruben entdeckt, deren Anzahl 19 ist, welche alle mit dem größten Eifer bearbeitet werden.

In der Intendantschaft Arequipo sind 1 Gold- und 71 Silberbergwerke im Gange. Von dem erstern Metalle hat man 4, und von dem Letztern 28 Gruben aufgegeben.

In der Intendantschaft Guantajaya nebst dem Bezirke Tacna werden eine Gold- und 20 Silbergruben bearbeitet. 19 von dem erstern Metalle und 30 von dem Letztern hat man aufgegeben.

In der Intendantschaft Huancavelica bearbeitet man 1 Gold-, 80 Silber-, 2 Quecksilber- und 10 Bleibergwerke. 2 Gold- und 215 Silbergruben hat man aufgegeben. Bei den Letztern hat dies seinen Grund in der großen Menge von Wasser in den Gegenden, worin sie sich befinden. Dasselbe hat die Werke endlich gänzlich ersäuft.

Die Anzahl der Bergwerke, welche im J. 1791 im Vicekönigreiche Peru bearbeitet wurden, beläuft sich also auf 69 Gold-, 784 Silber-, 4 Quecksilber-, 4 Kupfer- und 12 Bleibergwerke.

Der Ertrag dieser Gold- und Silberbergwerke belief sich vom Anfange des J. 1780 bis zu Ende des J. 1789, also in 10 Jahren auf 35,359 Mark Gold, das 22 Karat fein war, und auf 3,739,763 Mark Silber. Berechnet man diesen Ertrag in Geldwerthe, so belief er sich in diesen zehn Jahren auf 46,221,270 Thaler.

Reise in die östlichen Theile von Terra- firma oder in Caracas.

Kein Theil Amerikas läßt sich in Ansehung der Fruchtbarkeit des Bodens und der Mannichfaltigkeit der Produkte mit demjenigen vergleichen, der die sogenannte Generalcapitanerie Caracas ausmacht, oder der die Provinzen Venezuela, Varinas, Maracaibo, Cumana, das spanische Guiana und die Insel Margaretha begreift. Diese Länder erstrecken sich vom 12° N. B. bis an die Linie, und vom 62° bis zum 70° W. L. v. Pariser Meridian an angerechnet, und wir begreifen dieselben unter dem Namen des östlichen Theiles der Terrafirma, um sie von dem Westlichen zu unterscheiden, der zum Vicekönigreiche Santa fe' gehört.

In diesem herrlichen Lande bauet man alle Colonialwaaren in weit größerer Menge und von vorzüglicherer Güte, als auf den Antillen. Den Cacao von Caracas hält man für den Besten, und man verkauft ihn im Handel noch einmal so theuer, als den von den Inseln im Meerbusen von Mexico und auch von St. Domingo. Der Indigo steht bloß dem von Guatemala nach. Der Tabak ist weit besser, als der Beste aus den vereinigten Staaten von Nordamerika. Auch Zucker und Kaffee sind von einer vorzüglicheren Gattung als in Westindien.

Außer diesen Colonialwaaren giebt es noch eine Menge anderer Handelsprodukte, welche der Boden von freiem Stücken hervorbringt. Hierunter gehören vorzüglich die Vanille, Färbereipflanzen und Hölzer, Gummi. Auch das Thierreich ist sehr reich. In der Pro-

vinz Venezuela, dem spanischen Guiana, und an den westlichen Ufern des Sees Maracaibo giebt es über 1,200,000 Stück Rindvieh, 100,000 Pferde und 90,000 Maulthiere; die Anzahl der Schaafse ist zahllos. Peru und Mexiko machen die Bergwerke reich, die Ostküste der Terrafirma aber die Produkte ihres Bodens.

Die Ostküste von Terrafirma wurde im Jahre 1498 von Christoph Columbus entdeckt, als ihn auf seiner dritten Reise, welche er aus Spanien nach Amerika machte, die Seeströmungen an die Küste von Terrafirma trieben. Die gänzliche Eroberung des Landes aber war mit sehr vielen Schwierigkeiten verbunden.

Gegen Norden und Osten stößt es ans Meer, gegen Süden an das holländische Guiana, und an Peru und gegen Westen an das Königreich Santafe'.

Ob es gleich ganz zwischen dem 1 und 12° N. B. liegt, und man glauben sollte, daß es sehr heiß und dürr seyn müßte, so giebt es doch in demselben eine höchst verschiedenartige Temperatur; in manchen Gegenden hat man einen beständigen Frühling, in Andern hingegen ist es sehr heiß. Der Grund dieser verschiedenen Temperatur ist eine Gebirgskette, die von den Andesgebirgen in Quito ausläuft, sich durch Merida und die Provinz Barinas hindurch zieht und dann nordwärts bis gegen die Küste hin erstreckt, wo sie sich wieder gegen Osten wendet, immer niedriger wird, und sich endlich bei der Insel Trinidad verliert. Die Breite dieser Gebirgskette, die sich durch die Provinzen von Caracas hindurch zieht, beträgt im Durchschnitte 15 Stunden; sie ist nicht hoch, und alles kann ange-

bauct werden, einige wenige Spizen ausgenommen, worunter die Höchste der östliche Picacho nahe bei Caracas ist. Sie hat gar keine Bergwerke von Silber oder Gold.

Das Land ist reich an mineralischen Quellen, wovon die Einwohner jedoch nur wenig Gebrauch machen.

Das Jahr zerfällt in den Sommer und Winter, und Dürre und Regen machen diesen Unterschied aus. Der Winter fällt in die Zeit zwischen dem Junius und November; die übrigen sechs Monate nennt man Sommer, wo es höchst selten, ja in manchen Jahren gar nicht regnet.

In der Regenzeit regnet es an manchen Tagen nicht, an Andern hingegen hört es nicht auf zu regnen, und zwar mehr des Nachmittags als des Morgens. Die Regen sind nichts als Gufregen, wodurch an einem Tage mehr Wasser herunter fällt, als in Europa in sechs Tagen. In der Regenzeit treten daher alle Flüsse aus; ausgetrocknete Bäche wachsen zu reißenden Strömen an, und das ganze Land steht unter Wasser. Besonders ist das in den Ebenen der Fall, welche sich nördlich von dem Drinoco befinden. Das Land wird bisweilen auch von Erdbeben heimgesucht.

Pflanzengewächse in Caracas.

Das Land ist reich mit Pflanzengewächsen versehen, ob schon die vegetabilische Erde weit weniger tief ist, als in Europa. Die Ursache der Fruchtbarkeit liegt in der großen Kraft der Sonne, und in der unermesslichen Menge von Regenwasser. Die Thäler sind die

fruchtbarsten Theile; in den großen Ebenen sieht man nichts als unübersehbare Viehweiden, wo Ochsen, Maulthiere und Pferde in zahlloser Menge weiden.

Der Cacao ist in Amerika einheimisch und unter den Pflanzengewächsen, welche man zuerst anbaute, erhielt er den Vorzug. Nicht lange nach der Eroberung Amerikas wurde der Geschmack an der Chocolate nach Spanien gebracht, und nunmehr vermehrten sich die Cacaopflanzungen in *Terrafirma* äußerst schnell, und die Mühe, die der Besizer darauf verwenden mußte, wurde nicht nur durch die reichsten Erndten, sondern auch durch die vorzüglichste Güte der gewonnenen Produkte reichlich belohnt. Es ist bekannt, daß der Cacao im Handel auf keine bessere Art empfohlen werden kann, als wenn man sagt, daß er von *Caracas* ist; bei gleicher Quantität wiegt er immer um wenigstens 20 Procent schwerer als jede andere Art von Cacao. Seine Pflanzungen liegen alle theils nordwärts von der Gebirgskette, die sich der Länge nach am Meere hin erstreckt, theils in dem Innern dieser Gebirge. Die Erstern findet man vorzüglich von *Cumana* an bis an die Mündung des *Locuyo*; die Letztern aber befinden sich in denjenigen Gebirgsthalern, die gehörig bewässert und mit Dörfern bedeckt sind. Eine solche Pflanzung muß vorzüglich gegen die Nordwinde geschützt seyn, und sich an dem Ufer eines Flusses befinden, um bei trockenem Wetter durch ihn bewässert zu werden, in der Regenzeit aber den schädlichen Ueberfluß des Wassers an ihn abliefern zu können. Die Cacaobäume werden immer 15 bis 16 Fuß von einander gepflanzt, und das Sezreiß, das man verpflanzen will,

darf höchstens nur 3 Fuß hoch seyn, weil es außerdem schwerlich fortkommen würde. Da dieser Baum vielleicht der einzige in der ganzen Natur ist, dem die belebenden Strahlen der Sonne nachtheilig sind, so muß er so viel als möglich gegen dieselben geschützt werden, und die Art dieses zu bewirken, ohne jedoch der Fruchtbarkeit desselben zu schaden, macht die wesentliche Kunst von diesem Zweige der Cultur aus. Man setzt immer nach zwei bis drei Cacaobäumen einen Pisangbaum, weil dieser schnell wächst, und durch seine großen breiten Blätter die Cacaopflanze, besonders in den ersten Jahren, gegen die Sonnenhitze schützen kann.

Die Pflanzschulen von Cacaobäumen verlangen eine vortreffliche Erde, und müssen besonders hinlänglichen Schutz gegen die Sonne haben. Wenn der Saame anfängt zu keimen, so wird die junge Saat mit Pisangblättern zugedeckt, und man muß besonders darauf sehen, daß bei gehöriger Bewässerung doch niemals Wasser auf dem Boden stehen bleibt.

Wenn die Pisangbäume anfangen alt zu werden, so muß man sie abhauen, damit sie die Cacaobäume, die alsdann ihren Schutz nicht mehr so sehr nöthig haben, nicht beschädigen, wenn sie durch Sturmwinde umgeworfen werden. Sind die Cacaobäume der Sonne allzusehr ausgesetzt, so springen die Zweige derselben auf, und die Bäume sterben ab. Außerdem haben diese Bäume auch mehrere Arten von Würmern zu Feinden, die sie zernagen und zu Grunde richten. Gegen alle diese verschiedenen Würmer giebt es kein anderes Mittel, als daß man sie sorgfältig aussucht und umbringt; besonders aber muß man die Eier derselben auflesen,

und dadurch die Brut der Würmer in ihrem Keime vertilgen. Oft schlingt sich auch eine Schmaroherpflanze, die eine Art von Liane ist, an den Zweigen der Cacaobäume hinauf, und entzieht ihnen so gänzlich ihre Nahrung, daß der Baum in kurzer Zeit abstirbt. Das einzige Mittel dagegen ist, daß man diese Liane sorgfältig auffucht und von den Bäumen herunternimmt; dies macht daher auch die gewöhnliche Sonntagsbeschäftigung der Sklaven aus. Die übrigen Feinde des Cacaobaumes sind die Hirsche, die Eichhörchen und die Affen; die Hirsche fressen die Schoten des Baumes, und sind auch äußerst lüstern nach den zarten Spitzen der Zweige. — Auch die Vögel richten großen Schaden in den Cacaopflanzungen an, und besonders zeichnen sich darunter der große Ara, der bloß zerstört, um das Vergnügen zu haben, zu zerstören, und überhaupt alle Arten von Papageyen aus. Es gehört daher äußerst viele Sorgfalt dazu, um eine solche Pflanzung von ihrer ersten Anlage an in jeder Rücksicht gehörig zu besorgen, und es kostet dies wirklich eine unablässige Mühe. Die Cacaobäume geben jährlich zwei Haupt-Erndten, nämlich Eine zu Johannis, und die Andere gegen Ende Decembers. Außerdem giebt es noch fast das ganze Jahr hindurch einzelne Schoten, die reif werden, und fast täglich müssen die Sklaven hingehen, um die reifen Schoten abzupflücken, weil auf den Grad der Reife äußerst viel ankommt. Auch die Aufbewahrung der Schoten und die Abpflückung der Bohnen an denselben, macht den Besitzern ausnehmend viele Arbeit, und erfordert die größte Sorgfalt; besonders muß man darauf bedacht seyn, daß die abgepflückten

Bohnen gehörig, und doch auch nicht zu viel an der Sonne getrocknet werden. Denn in dem letztern Falle dörren sie aus und zerfallen in Pulver; sind sie hingegen nicht gehörig getrocknet, oder sind sie von den Hülsen und den Blättern des Baumes nicht vollkommen gereinigt, so werden sie leicht schimmlicht und verderben in kurzer Zeit. Die Cacaobäume fangen im sechsten oder achten Jahre an zu tragen, und können 40 bis 50 Jahre hindurch reichliche Erndten liefern. Die Einwohner des östlichen Theils von Terra Firma wenden auf die Cultur und Zubereitung des Cacao mehr Fleiß und Sorgfalt, als es in irgend einer andern Colonie der Fall ist. Daher muß es nicht nur der Eigenschaft des Bodens und des Klimas, sondern auch größtentheils dieser sorgfältigern Behandlung zugeschrieben werden, daß der in diesem Lande gewonnene Cacao von einer so vorzüglichen Güte ist.

Dieses Product ist bis ganz neuerlich das Einzige gewesen, was von den Bewohnern von Caracas gebaut wurde. Erst im Jahr 1774 fingen zwei Privatleute an, sich auch mit dem Indigo zu beschäftigen, dessen Anbau in frühern Zeiten schon einmal unternommen, aber bald nachher wieder aufgegeben worden war. Im Anfange wurde dieses Unternehmen äußerst getadelt, allein man wurde sehr bald durch den Augenschein überzeugt, daß der gewonnene Indigo dem von Guatimala, der in dem Handel beständig um 80 Procent theurer ist als jeder andere Indigo, an innerer Güte nichts nachgab. Daher wurden eine große Menge neue Indigo-Pflanzungen angelegt und die Thäler von Aragoa, die man vorzüglich zu diesem neuen Zweige der

Cultur benutzte, und die vorher ganz öde und unangebauet gewesen waren, wurden in einer außerordentlichen Geschwindigkeit, und wie durch einen Schlag mit einem Zauberstabe, mit Indigopflanzungen bedeckt. Es strömten so viele Menschen hinzu, und der Anbau des Indigos warf einen so bedeutenden Gewinn ab, daß eine große Anzahl von neuen Dörfern entstand, und daß Andere, die vorher nur aus elenden Hütten bestanden hatten, wie z. B. Zulmero und la Vittoria, in kurzer Zeit das Ansehen von schönen wohlgebaueten Städten erhielten. Aus den Thälern von Aragoa hat sich der Anbau des Indigos gegen Südwesten bis nach Barinas gezogen; auf der Küste findet man aber keinen, weder ostwärts von Caracas bis an den Meerbusen Paria, noch südwärts bis an den Orinoco.

Der Indigo verlangt eine leichte Erde und ein warmes Klima. Wenn die Witterung nur einigermaßen die Vegetation begünstigt, so geht der Saame in Terrafirma gewöhnlich schon am vierten und oft auch schon am dritten Tage auf; nach zehn bis vierzehn Tagen sind aber die jungen Pflanzen auch schon so sehr mit Unkraut vermischt, daß sie nothwendig alle zu Grunde gehen müßten, wenn man ihnen nicht fleißig mit der Hacke zu Hülfe käme. Das Jäten des Indigos ist daher eine der wesentlichsten Arbeiten bei der Cultur dieser Pflanze, und durch die Vernachlässigung desselben entstehen bei der Fabrikation des Indigos mancherlei Nachtheile, von denen man im Anfange durchaus den Grund nicht hat einsehen können. Sie rühren aber einzig und allein von dem Unkraute her, das zugleich mit dem Indigo in die Bottiche kommt;

denn durch die Gährung entsteht aus demselben ein Saft, der den wesentlichen Theilen des Indigos gänzlich zuwider ist, und die gehörige Entwicklung und Vereinigung derselben durchaus verhindert. Die Folge davon ist, daß man nur eine sehr schlechte Sorte von Indigo erhält, und auch diese in weit geringerer Quantität, als man nach der Ergiebigkeit der Erndte hätte hoffen können.

Nach drei Monaten kann die Indigopflanze abgeschnitten werden, und dieß geschieht gerade einen Zoll hoch über der Erde; denn wenn man sie tiefer abschneidet, so würde man sich dadurch des zweiten Triebes, den die Pflanze macht, berauben. Sogleich nach der Erndte werden die Pflanzen an den Ort hingeliefert, wo sie durch die Kunst in diejenige Gestalt gebracht werden sollen, unter der sie einen Handelsartikel ausmachen. An diesem Orte sind drei große gemauerte Bottiche übereinander angebracht, und zwar so, daß die Flüssigkeit aus dem Einen in den Andern abfließen kann. Die Fabrikation ist, so sehr sie auch auf chemischen Gesetzen und Regeln beruht, doch so einfach und leicht, daß sie gewöhnlich von Negern, oder von ganz ungebildeten Weißen verrichtet wird. Ohne einen Grund von irgend etwas angeben zu können, erhalten diese rohen ununterrichteten Menschen durch ein bloß mechanisches Verfahren ein so wunderbares Resultat, daß die kenntnißreichsten Chemiker darauf stolz seyn würden. Die blaue färbende Substanz, die wir unter dem Namen Indigo kennen, ist nämlich in der Pflanze mit einer außerordentlich großen Menge von heterogenen Theilen verbunden, von denen der Fabrikant sie befreien muß.

Die ganze Masse der Pflanzen wird bei dieser Operation zuerst in den obern Bottich gethan, und mit einer gewissen Quantität Wasser vermischt. Hier lösen sich dieselben nach und nach ganz auf, gerathen in eine wunderbare Gährung, und die ganze Masse bekommt anfänglich eine völlig grüne Farbe. Die Gährung erfolgt gewöhnlich innerhalb 24 bis 30 Stunden, und eine Hauptkunst des Fabrikanten besteht darin, daß er den rechten Zeitpunkt derselben zu treffen weiß; denn wenn sie nicht lange genug gedauert hat, so bleibt ein gewisses Salz in der Pflanze zurück, durch das die Güte des Indigos sehr vermindert wird; dauert sie hingegen allzulange, so gehen die zarten Spitzen der Pflanzen in Fäulniß über, und hierdurch wird die Farbe ganz und gar zerstört.

Ist die Gährung in dem gehörigen Grade erfolgt, so läßt man die ganze flüssige Masse in den zweiten Bottich laufen und rührt sie in demselben sehr stark herum. Wenn sich durch dieses Herumrühren die feste Materie auf den Boden gesetzt hat, so läßt man das Wasser über derselben ablaufen, und thut die Masse in den dritten Bottich, wo der Indigo seine letzte Zubereitung erhält. Hierauf wird er in Säcke gethan und aufgehangen, um das Wasser, das sich darin befindet, abtropfen zu lassen, und wenn dieses geschehen ist, so wird er in einer besondern Art von Kisten an der Sonne getrocknet. Ehe er noch ganz trocken ist, pflegt man ihn in viereckigte, einen Zoll dicke Stückchen zu zerschneiden, die in der Folge, wenn der Indigo vollkommen trocken ist, ohne Mühe aus der Kiste herausgehen.

Nachdem man den Indigo fleißiger angebauet hatte, that man dieses auch im J. 1782 mit der Baumwolle, und in kurzer Zeit wurde in den Thälern von Aragoa, Valencia, Barinas, Cumana und in andern Gegenden um Caracas sehr beträchtliche Stücken Landes, auf den Anbau der Baumwollenstaude verwendet.

Nach dem Anbau der Baumwolle legten sich die Einwohner von Terrafirma auf den Kaffee. Im J. 1784 legten zwei Spanier in der Gegend von Caracas Kaffeepflanzungen an, und alle neuen Pflanzungen, welche man seit 1796 angelegt hat, bestehen in Kaffeebäumen; viele Einwohner haben sogar die Cultur des Cacao und Indigo aufgegeben. Den Zucker bauet man nicht so fleißig an, als den Kaffeebaum. Ein sechstes Produkt, das man fleißig bauet, ist der Tabak.

In den Gebirgen von Venezuela wachsen die nämlichen Holzarten, wie auf den antillischen Inseln, und außerdem noch viele Andere, die ihnen eigenthümlich sind. Holz zum Bauen und zu Tischlerarbeiten ist hier in ungeheurer Menge vorhanden. Zu den Arbeiten, wozu ein großer Grad von Härte erforderlich ist, nimmt man vorzüglich Eisenholz.

Von Färbehölzern führt man bloß das Brasilienholz aus, das zwischen La Vittoria und St. Sebastian de los Reyes in großer Menge wächst, und den Fustel oder das sogenannte Gelbholz, das man vorzüglich in der Gegend von Maracaibo findet.

Die Arzneipflanzen sind äußerst zahlreich vorhanden, weil man sie nur in geringer Quantität ausführt.

Die Einwohner in Caracas.

Die Einwohner bestehen aus Spaniern, Negern und Indianern, und die Bevölkerung ist in jeder Hinsicht äußerst gering; sie beträgt gegen 600,000; sie könnte aber nach der Größe und der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Landes wohl hundertmal stärker seyn, ohne daß es an Mitteln fehlte, die Einwohner zu ernähren und auch zu bereichern. Die Anzahl der Europäer, die sich darunter befindet, ist übrigens sehr beträchtlich, ob sich schon sonst in Spanien durchaus niemand nach dem spanischen Amerika einschiffen durfte, ohne die Erlaubniß dazu von dem Könige zu haben, und diese ertheilt man niemals anders, als wegen Handelsgeschäften, und zwar höchstens auf zwei Jahr; die Erlaubniß, sich daselbst niederzulassen, ist außerordentlich schwer zu erhalten. Diesem Gesetze sind sogar die Geistlichen und die Mönche unterworfen. Die Creolen, die nach Spanien kommen, dürfen nicht wieder nach Amerika zurückkehren, wo sie ihre Güter und Verwandte haben, wenn ihnen der König nicht die ausdrückliche Erlaubniß dazu ertheilt. Dies Verbot erstreckt sich auch sogar auf das weibliche Geschlecht; selbst die Mädchen haben eine besondere königliche Erlaubniß dazu nöthig, und die verheiratheten Frauen erhalten dieselbe nicht anders als um mit ihren Männern dahin zu reisen. Wenige von denen, die nach Amerika kommen, kehren wieder in ihr Vaterland zurück; denn die Spanier verändern nicht gern ihren Aufenthaltsort. Die Creolen wissen kaum mehr, als daß Spanien ihr eigentliches Vaterland ist. Uebrigens besitzen sie in Terrafirma ei-

nen weit lebhaftern und schärfern Verstand, und sind auch weit fleißiger und arbeitsamer, als die Creolen in andern Colonien. Dagegen stehen sie diesen in gefälligen Sitten, in Annehmlichkeit des Umgangs und in allem dem weit nach, was zum guten Ton gehört. Sie haben so wie die ganze spanische Nation das Vorurtheil, daß alles, was nicht spanisch ist, nicht anders als unbedeutend und verächtlich seyn kann. Indessen scheint jetzt in ihrer Denkungsart eine wichtige Revolution vorzugehen. Die jungen Spanier fangen wirklich an, das Mangelhafte ihrer Erziehung einzusehen und suchen daher mit dem größten Eifer das Fehlende durch die Werke fremder Nationen zu ersetzen.

Die spanische Nationaltracht wird täglich mehr von der französischen Kleidungsart verdrängt. Unter allen Nationalgebräuchen der Spanier scheint die Siesta am tiefsten eingewurzelt zu seyn. In den spanischen Colonien schläft jedermann nach einer reichlichen oder frugalen Mahlzeit zwei bis drei Stunden. Selbst die arbeitsamsten Menschen suchen ihre Zeit so einzutheilen, daß ihrer Siesta nichts entzogen wird.

Die Spanier in den Colonien sind immer noch große Liebhaber von einem steifen abgemessenen Ceremoniel. Verändert man z. B. seine Wohnung, so muß man alle Nachbarn des Hauses, das man verläßt, so wie jene von demjenigen, in das man einzieht, davon benachrichtigen. Man sieht es als einen Beweis von guter Erziehung an, wenn man beim Eintritte in ein Haus ein starkes Geräusche macht, um dadurch seine Ankunft anzumelden; gienge jemand ruhig hinein, so würde man ihn in Verdacht haben, daß er die Einwoh-

ner entweder überraschen oder behorchen wolle. Nach den Regeln der Höflichkeit muß man der Person, mit der man spricht, alles anbieten, wovon mit ihr die Rede ist.

Die Anzahl der Sklaven in Caracas ist sehr groß; sie beläuft sich auf 218,400 Seelen. Die Aufsicht, die man über sie führt, ist sehr strenge und lästig. In ihren Krankheiten werden die spanischen Sklaven bloß allein der Natur überlassen, und in Rücksicht auf Nahrung und Kleidung werden sie sehr schlecht behandelt. Jeder Sklave kann sich selbst loskaufen, sobald er seinem Herrn die Summe zurückgibt, die er ihm gekostet hat, und diese darf in keinem Falle über 300 Piaster betragen. Hat er diese Summe bezahlt, so ist er frei.

Unter 728000 Menschen, die sich in der Generalcapitänerie Caracas befinden, rechnet man 291,200 Freigelassene oder Abkömmlinge von Freigelassenen. Alle freien Neger und Negerinnen, Mulatten und Mulattinnen, sind so wie die Indianer einer Kopfsteuer unterworfen. Die ursprünglichen Eingebornen haben noch dieselben Sitten, wie bei der Eroberung Amerikas. Die meisten indianischen Nationen haben eine schmale Stirn, ziemlich kleine Augen, schwarze, lange und glänzende Haare, eine spizige Nase, einen großen Mund, aufgeworfene Lippen, ein breites Gesicht und einen dicken Kopf; im Ganzen sind sie kupferfarben; allein diese Farbe ist nach der Temperatur des Landes, worin sie leben, in ihren Schattirungen verschieden. Sie sind von mehr kleiner als großer Statur, haben durchgängig einen sehr schwachen Bart und überhaupt nur wenige Haare an den übrigen Theilen ihres Körpers. Ob

sie gleich dicke muskulöse Glieder haben, so besitzen sie doch nicht viele Kräfte. In moralischer Hinsicht sind Faulheit, Mangel an Begriffen, düstre Verschlossenheit, Lügenhaftigkeit die Hauptzüge von dem allgemeinen Charakter der Indianer. Man hat die Bemerkung gemacht, daß die Indianer, die im Innern des Landes wohnen, weit weniger grausam sind als die auf den Küsten.

Die Indianer in Terrafirma nehmen bloß ein böses Urwesen an, dahingegen alle übrigen wilden Nationen von jeher sowohl ein gutes als ein böses Wesen geglaubt haben. Die Priester sind bei ihnen zugleich Aerzte, und diese priesterlichen Aerzte sind unter dem Namen der Piachen bekannt. Sie sind allgemein der Meinung, daß alle Krankheiten von Zaubermitteln herühren, die irgend ein Feind gegen sie angewendet hat, und sie messen oft den Piachen die Schuld davon bei. Alle Indianer in Terrafirma sind der Meinung, daß die Seele des Menschen, wenn sie den Körper verlassen hat, nicht ohne Nahrungsmittel subsistiren kann. Daher begraben sie den Leichnam entweder im Hause und geben ihm einen großen Vorrath von Lebensmitteln mit ins Grab, oder sie trocknen ihn nach und nach am Feuer aus und hängen ihn in ihren Wohnungen auf. Bei ihren Leichenbegängnissen pflegen sie sehr zu weinen und die Thaten des Verstorbenen zu besingen.

Alle Indianer kennen keinen größern Genuß auf der Welt, als Böllerei und Müßiggang. Die allerbeerauschesten Getränke sind in ihren Augen die besten; ehemals verfertigten ihre Weiber eine Art von Wein aus Ananas und andern Früchten, der durch die Gäh-

rung einen beträchtlichen Grad von Stärke erhielt, aber
 heut zu Tage wird dieses Getränk nicht mehr geachtet,
 weil sie sich mit leichter Mühe den noch weit stärkern
 europäischen Brantwein verschaffen können. Der In-
 dianer bringt sein ganzes Leben bloß allein mit Trin-
 ken und mit Schlafen zu; er fühlt sich äußerst unglück-
 lich, wenn, wegen eingetretener ungünstiger Witterung,
 die von seiner Frau bestellte Erndte nicht geräth, und
 er sich folglich gezwungen sieht, zuweilen auf die Jagd
 oder auf den Fischfang auszugehen, um für sich und
 die Seinigen Lebensmittel zu holen; in diesem Falle
 richtet er sich aber auch immer so ein, daß er durch die
 Beschwerlichkeiten eines einzigen Tages für eine ganze
 Woche den nöthigen Unterhalt und die gewünschte Ru-
 he erhält.

Die Otomachen, die an dem obern Theile des
 Orinoco wohnen, sind die einzigen Indianer, die
 von dieser allgemeinen Regel eine Ausnahme machen.
 Sie sind die thätigsten und gebildetsten unter allen In-
 dianern, und machten, ehe noch die Missionarien sich
 bei ihnen niederließen, gewissermaßen nur eine gemein-
 schaftliche Familie aus. Mit Anbruch des Tages wies-
 sen die Vorsteher eines Ortes einem jeden Einwohner
 seine bestimmte Arbeit an; auch die Erndten wurden in
 gemeinschaftlichen Magazinen aufgehoben und von den
 Oberhäuptern nach ihren Bedürfnissen unter sie vertheilt.
 Wenn sie von der Arbeit zurückkamen, so hielten sie ge-
 meinschaftlich ihre Mahlzeit, und badeten sich alsdann
 in dem Flusse; bei einbrechender Nacht fingen sie aber
 an zu tanzen, und dieses dauerte bis gegen Mitternacht,
 wo sie sich sämmtlich schlafen legten. Diese Lebensart

beobachteten sie täglich Jahr aus Jahr ein, und es gab sonst keine andere indianische Nation in Terrasirma, die eine solche republikanische Verfassung gehabt und dadurch manchem policirten Staate ein Beispiel von Eintracht gegeben hätte. Mit lebhaftem Bedauern aber ist zu bemerken, daß diese bewundernswürdige Einrichtung heut zu Tage fast gänzlich ihre ursprüngliche Reinheit verloren hat, und daß nur noch einige wenige Spuren davon übrig sind.

Eben diese *Tamachen* haben auch den Gebrauch, daß sie Erde essen; es geschieht jedoch mehr aus Geschmack als aus Bedürfnis. Dies ist nämlich eine besondere Art von Erde, die stark mit Fett vermischt und hierauf ein wenig gebacken wird, so daß sie gänzlich aufhört schädlich zu seyn. Außerdem leben alle wilden Indianer, die an dem *Drinoco* wohnen, größtentheils von der Jagd und dem Fischefang; da jedoch diese, so wie auch das Obst und die übrigen Früchte, welche die Natur von selbst hervorbringt, nur in gewissen Jahreszeiten ergiebig sind, so würden die Indianer, die durchaus nicht im Stande sind, auf lange Zeit hinaus Vorsorge zu treffen, sich oft genöthigt sehen, aus Mangel an Nahrungsmitteln Wochen und Monate hindurch zu schlafen, um nur nicht Hungers zu sterben, wenn ihnen nicht die Vorsehung eine besondere Quelle von Lebensmitteln angewiesen hätte, die einem solchen Volke, das alle Arbeit haßt, äußerst willkommen seyn muß. Es legen nämlich, wenn die Wasser des *Drinoco* fallen, was gewöhnlich im Februar geschieht, Millionen von Schildkröten ihre Eier auf den Ufern des Flusses in den Sand, und halten sich so

lange daselbst auf, bis ihre Jungen ausgekrochen und groß genug sind, um ihre Hülfe entbehren zu können. Während dieser Zeit begeben sich alle Indianer, die in der Nähe des Drinoco wohnen, mit ihren Familien an die Ufer desselben, um einen Vorrath von Schildkröten einzusammeln. Diese Thiere lassen sie nun am Feuer trocknen, um sie dadurch eine ziemliche Zeitlang eßbar zu erhalten; das Nämliche geschieht auch mit den Eiern derselben, ausgenommen mit denen, aus welchen auf der Stelle ein Dehl bereitet wird, das dem besten Olivenöhl an Güte nichts nachgiebt. Diese Produkte dienen jedoch denjenigen Indianern, die in einer gewissen Entfernung vom Drinoco wohnen, nicht nur zum Lebensunterhalt, sondern auch zu einem Tauschhandel mit dem Spaniern.

Der Ehestand ist bei den Wilden in Amerika keine religiöse Handlung. Die Vielweiberei ist bei ihnen eingeführt und die Ehen zwischen den nächsten Verwandten haben nicht statt, ob sie gleich durch keine bestimmten Gesetze verboten sind. Die Väter haben nicht die geringste Gewalt über den Willen ihrer Söhne, allein eine desto uneingeschränktere über die Töchter. Diese müssen blindlings die Hand des Gatten oder vielmehr des Herrn annehmen, den ihr Vater ihnen bestimmt. Die Väter geben ihren Töchtern kein Heirathsgut mit, sondern sie bekommen vielmehr eines von dem neuen Eidam, das gewöhnlich in einer gewissen Quantität Wildpret, in Fischen und andern dergleichen Dingen besteht, oder das auch durch eine bestimmte Arbeit abverdient werden kann.

Die ganze Hochzeitsceremonie besteht bloß in Tänzen und im Essen und Trinken, das sich immer mit dem höchsten Grad von Trunkenheit endigt. Die Verwandten, Nachbarn und Freunde der beiden jungen Eheleute, werden zu diesem Feste eingeladen; die Männer, die sich dabei einfinden, bringen so viel Holz und Stroh mit, als zur Aufbaunng einer Hütte für das junge Paar erforderlich ist; die Weibspersonen hingegen schenken der Braut alle Fische und Früchte, alles Brodt und alle Getränke, die man zur Hochzeit nöthig hat. Sobald unter Tanzen und Trinken die Nacht angebrochen ist, wird die junge Frau ihrem Manne überliefert und die Ceremonie hat ein Ende. Während des Tanzes singen einige alte Weiber der Braut beständig verschiedene Verse vor. Ach! meine Tochter! fängt die Eine von diesen Alten an, was für Jammer und Qualen bereitest du dir für die Zukunft vor! wenn du es voraus gewußt hättest, so würdest du dich gewiß nicht verheirathet haben! — Ach! fährt die Andere fort, wie sehr hast du dich geirrt! wie hast du nur glauben können, daß du im Ehestande eine einzige Minute verleben würdest, ohne Ströme von blutigen Thränen zu vergießen? — Die Schmerzen des Kindergebährens, setzt die Dritte hinzu, sind nichts gegen die, die dein Mann dir täglich verursachen wird; er wird dein Tyrann und du wirst sein Opfer seyn.

Alle diese Propheihungen treffen auch leider nur allzu richtig ein. Die Weiber aller Wilden überhaupt werden äußerst hart gehalten, allein die am Drinoco sind unter allen bei weitem die Unglücklichsten. Der Tag ihrer Hochzeit ist der letzte, an welchem die India-

nerin am Drinoco nicht Ursache hat, das Unglück ihres Geschlechts zu beweinen. Sie müssen nicht nur alle häuslichen Arbeiten, keine einzige ausgenommen, verrichten, sondern auch die Felder bestellen und die Erndte einsammeln. Von keiner unter diesen Arbeiten, sie mögen auch noch so beschwerlich seyn, werden sie jemals befreit, sie mögen schwanger seyn oder ein Kind am Busen nähren. Sie müssen ihre Kräfte übermäßig anstrengen, sich den heftigsten Regengüssen aussetzen und der Sonne Trotz bieten, während ihre barbarischen Ehemänner immer zu Hause auf ihrer Hängematte liegen, ihren Cigarro rauchen und sich in Brantwein betrinken; diese würdigen sogar ihre von Arbeit erschöpften Gattinnen nicht ein Wort mit ihnen zu sprechen. Die Unglücklichen dürfen an den Mahlzeiten, die sie selbst zubereitet haben, nicht Theil nehmen, sie müssen in einiger Entfernung stehen bleiben und gelassen abwarten, bis ihre Tyrannen fertig sind, worauf sie erst die Erlaubniß erhalten, die Ueberbleibsel zu verzehren.

Die *Dromachen* sind die Einzigen unter allen Indianern, die ihre Frauen an ihren Lustbarkeiten Antheil nehmen lassen; diese müssen zwar ebenfalls, wie überall, alle häuslichen und Feldarbeiten verrichten, allein dagegen werden sie doch wenigstens zu den öffentlichen Vergnügungen zugelassen. Diese Indianer sind ferner die Einzigen, bei denen die Vielweiberei nicht im Gange ist. Ein jeder von ihnen heirathet nur eine einzige Frau, und es herrscht bei ihnen durchgängig der sonderbare Gebrauch, daß immer ein junger *Dromache* eine alte Frau, und ein alter ein junges Mädchen heirathet; hierdurch allein, behaupten sie, würden gute

Ehen gestiftet; denn das älteste von den beiden Eheleuten müsse immer dem jüngern die nöthigen Unterweisungen und Anleitungen geben.

Aus dem bisher Erzählten kann man ohngefähr urtheilen, was für eine Erziehung bei den Indianern die Väter ihren Kindern geben; sie sind so schlechte Väter, daß sie nothwendig auch schlechte Väter seyn müssen. So lange die Kinder ganz klein sind, behandeln sie dieselben zwar mit vieler Zärtlichkeit, und man könnte hieraus fast schließen, daß die Vaterliebe ihrem Herzen nicht fremd ist. Allein dies schränkt sich bloß auf die zarteste Kindheit ein, und hat vermuthlich seinen Grund in dem Bedürfniß, mit den Kindern zu tändeln und zu spielen, oder in der Furcht, sie durch den Tod wieder zu verlieren. Sobald hingegen die Kinder stark genug sind, um sich ihren Unterhalt selbst herbeizuholen zu können, bekümmert sich der Vater nicht weiter um sie. Dafür giebt es aber auch auf der ganzen Erde nirgends so unnatürliche Söhne, als unter den Indianern. Anstatt denjenigen, der ihnen das Leben gegeben hat, zu lieben und zu verehren, hegen sie einen tödtlichen Haß gegen ihn; sie sehnen sich oft mit der äußersten Ungeduld nach dem Zeitpunkt, wo sie selbst Stärke genug besitzen, und dagegen die ihres Vaters wieder abgenommen hat, um Hand an sein Leben zu legen, und alle solche empörende Handlungen bleiben gänzlich ungestraft. Höchst merkwürdig ist es aber, und man kann darin die göttliche Gerechtigkeit nicht genugsam bewundern, daß dieser Haß der Kinder niemals die Mütter trifft; da sie von ihrer frühesten Kindheit an Zeugen von den zahllosen Leiden derselben, und bis in ihr

Jünglingsalter die treuen Gefährten ihres unglücklichen Lebens sind, so werden sie frühzeitig von einem Gefühl von Mitleiden gegen sie erfüllt, das sich bei reiferem Alter in wahre Zärtlichkeit verwandelt.

Die meisten indianischen Völkerstämme gehen durchaus nackt, und ihr schönster Puz besteht darin, daß sie sich den ganzen Körper bemalen. Auch sogar die Kinder an der Brust ihrer Mütter werden schon zweimal des Tages frisch gemalt. Kein Indianer hält sich für nackt, außer nur wenn er nicht bemalt ist, und es gehört eine lange Gewohnheit dazu, ehe er einsehen lernt, daß es weit anständiger ist, sich zu bekleiden als zu bemalen. Wenn fremde Indianer in irgend ein Haus kommen, so erfordert es die Gastfreundschaft, daß die Frauen ihnen sogleich die durch Staub und Schmutz verdorbene Malerei abwischen, und an deren Stelle eine neue auftragen. An Festtagen bemalen sie sich den Körper mit mehr als einer Farbe, und die Männer stecken sich dazu noch einige Federn in die Haare und hängen auch wohl etliche Stückchen Gold oder Silber in die Ohren und die Nase.

In der Generalcapitänerie Caracas giebt es nur noch wenige nicht unterworfenen Indianer; die meisten halten sich in den südwestlichen Gegenden von Guiana auf, und die Franziskanermönche zu Cumana haben, trotz des großen Eifers, womit sie das Befeh- rungsgeschäft treiben, doch niemals den Widerwillen derselben gegen die civilisirte Lebensart besiegen können. Wenn sie auch den Missionarien zuweilen zuzuhören scheinen, so geschieht es doch bloß, um die kleinen Geschenke zu erhalten, die bei dieser Gelegenheit zur Be-

lohnung ihrer Aufmerksamkeit unter sie ausgetheilt werden; so bald sie diese bekommen haben, gehen sie fort und lassen sich nicht wieder blicken. In das Innere des Landes können ihnen aber die Missionarien nicht nachfolgen; denn die vielen Wüsten, Seen, Flüsse, Sümpfe und Berge setzen einem solchen Vorhaben unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Wahrscheinlicherweise wird der größte Theil von der unermesslichen Strecke Landes, die sich zwischen den Mündungen des Orinoco und des Amazonen-Flusses befindet, noch auf lange Zeit und vielleicht auf immer für die Europäer gänzlich verschlossen bleiben. Man hat jedoch von den Indianern, die dieses Gebiet besitzen, nichts zu befürchten; denn sie schätzen sich äußerst glücklich, daß sie nur in dem ungestörten Besiz ihres Landes bleiben dürfen, und wissen recht wohl, daß sie dieses Glück nicht ihrem Widerstande, sondern bloß allein den Schwierigkeiten zu verdanken haben, welche die Natur den Spaniern in den Weg legt.

Die Nation der Guaraunos, welche die zahlreichen Inseln bewohnt, die der Orinoco, indem er sich ins Meer ergießt, bildet, ist ebenfalls eine von denjenigen, die weder die Gesetze von Spanien, noch die Wohlthaten des Christenthums angenommen haben. Sie wohnen zwischen dem civilisirten Theil des spanischen Guianas und der Provinz Cumana; sie bleiben also unabhängig, umringt von dem spanischen Gebiete, und Heiden, mitten unter den Christen. Der Grund von dieser merkwürdigen Erscheinung liegt in der Beschaffenheit des Landes, das sie bewohnen; denn dieses steht während der sechs Monate, wo der Ori-

noco anschwillt, gänzlich unter Wasser, und in den andern sechs Monaten wird es täglich zweimal von der Meeresfluth überschwemmt. Durch die zahllose Menge von Insekten, die alle diese Inseln beständig wie eine dicke Wolke bedecken, werden sie für jeden, der nicht darauf geboren worden ist, durchaus unbewohnbar. Diese furchtbare Unbequemlichkeit hat bisher die Missionarien davon entfernt gehalten, und dies wird auch wahrscheinlich noch lange Zeit der Fall seyn. Da überdies diese Indianer sich keine Einfälle in die spanischen Besitzungen zu Schulden kommen lassen, so hat auch die Regierung bisher keine Ursache gefunden, militärische Unternehmungen gegen sie zu veranstalten, so wie sie überhaupt alle solche Unternehmungen seit fast anderthalb hundert Jahren gänzlich aufgegeben hat, so lange nämlich die Indianer sie nicht durch gefährliche Empörungen und Einfälle schlechterdings dazu zwingen. — Die Anzahl der Guaraunos-Indianer beläuft sich auf 8000 Seelen und nach den Dtomachen sind sie unter allen Indianern die fröhlichsten und aufgewecktesten. Sie kommen oft in die civilisirten Dörfer, die an den beiden Ufern des Drinoco liegen, und bringen Fische dahin zum Verkauf, wovon sie beständig einen großen Ueberfluß besitzen, so wie Hänchematten, die sie selbst verfertigen. Solche Gelegenheiten suchen nun die Missionarien zu benutzen, um ihnen das Christenthum zu predigen; allein mit welchem Erfolg, ist schon daraus zu erschen, daß seit mehr als anderthalb Jahrhunderten diese Indianer immerfort ihre wilde Lebensart allen noch so hoch gerühmten Vorzügen der civilisirten vorziehen. In politischer

Rücksicht kann aber auch ihre Unabhängigkeit der spanischen Regierung vollkommen gleichgültig seyn; denn sie mißbrauchen dieselbe nicht, um die Ruhe der benachbarten Länder zu stören.

Ganz anders verhält es sich hingegen mit den Goahiros-Indianern, die zwischen den Provinzen Maracaibo und Rio de la Hacha wohnen, und eine Strecke Landes von 30 Stunden längs der Küste hin, und eben so tief in das Land hinein besitzen. Sie sind von jeher für die wildesten und grausamsten unter allen am Meer wohnenden Indianern gehalten worden, und die Spanier haben auch noch niemals einen Versuch gemacht, ihr Land zu erobern. Als man in spätern Zeiten auf das System der Missionen verfiel, schickte man ebenfalls einige Kapuziner dahin ab, und diese brachten es nach langer Zeit und mit vieler Geduld auch endlich dahin, daß sie ihnen einige Wahrheiten des Christenthums und wenigstens einen Schein von Unterwürfigkeit unter die spanische Herrschaft einprägten. Die Indianer schwuren dem Könige von Spanien den Eid der Treue, allein dadurch erhielt dieser durchaus keine weitem Rechte über sie, als daß er ihren Cazicken, der in seinem Namen über sie regierte, ernennen durfte. Auch bequerten sie sich zu einigen religiösen Ceremonien, und man hatte allerdings Hoffnung, daß sie in der Folge der Zeit gute Christen und ruhige Bürger werden würden; allein im Jahr 1766 trug sich ein Ereigniß zu, wodurch sie unwiederbringlich wieder in ihre vorige Barbarei zurück geworfen wurden. Einer von den Missionarien erfuhr nämlich, daß ein Indianer aus einem benachbarten Dorfe

alle Nächte bei einer jungen Indianerin in dem Orte, wo er selbst sich aufhielt, zubrachte; hierüber entrüstet, erließ der fromme Mann den Befehl, daß man dem jungen Indianer aufpassen, sich seiner bemächtigen und ihn geißeln sollte. Unglücklicherweise wurde auch dieser Befehl nur allzutreu vollzogen. Der Indianer kehrte mit blutigem Rücken in sein Dorf zurück und forderte hier die Seinigen auf, die ihm zugefügte Beleidigung zu rächen. Die Indianer griffen auch sogleich sämtlich zu den Waffen und fielen über das Dorf her, worin sich der Vorfall zugetragen hatte; hier ermordeten sie nicht nur alle Einwohner, von jedem Alter und Geschlecht, sondern sie verheerten und verbrannten auch alles, was ihnen vorkam. Die Missionarien, die allein verdient hätten, bestraft zu werden, waren so glücklich, zu entkommen, allein der dadurch verursachte Aufstand erstreckte sich bald über das ganze Gebiet dieser Nation, und diese sämtlichen Indianer beschloffen nunmehr einmüthig, wieder zu der Lebensart, die sie überhaupt nur äußerst ungerne verlassen hatten, zurückzukehren. Seit dieser Zeit hat es auch kein Missionarius mehr gewagt, diesem Volke die christliche Religion predigen zu wollen; denn er würde dabei ohne allen Nutzen einem gewissen Tode entgegen gehen.

Die Volksmenge dieser wilden Nation beläuft sich auf 30,000 Seelen; sie wird von einem Caziiken regiert, für den auf einer Anhöhe einige Stunden vom Meer eine Citadelle erbaut ist, die den Namen *la Teta* führt. Die ganze Nation legt sich sehr stark auf die Pferdezucht, und sie jagen auf denselben pfeilschnell davon. Ihre ganze Armee ist beritten und jeder Soldat hat,

außer seinem Bogen und seinem Köcher mit Pfeilen, noch einen Karabiner und eine gefüllte Patrontasche. Die Engländer auf Jamaica unterstützen sie mit Rathschlägen, und liefern ihnen auch alle Waffen, die sie nöthig haben. Diese Verhältnisse sollen sogar, wie die Spanier behaupten, so weit gehen, daß die Soahiros-Indianer ihre Kinder nach Jamaica schicken, damit sie daselbst die englische Sprache lernen und eine Fertigkeit im Gebrauch der Schießgewehre erlangen. Bei diesem sanderbaren Betragen können die Engländer keinen andern Grund haben, als daß sie auf den Fall einer künftigen militairischen Unternehmung gegen Terra Firma, dieses Volk zu Allirten zu haben suchen.

Wenn diese Indianer mit den Mitteln, die sich in ihren Händen befinden, mehr Muth und Unternehmungsg Geist verbänden, so müßten die spanischen Besitzungen in der Nähe derselben schon lange gänzlich verlassen seyn; allein zum Glück ist es ihnen noch nicht eingefallen, auf Eroberungen auszugehen, und alle ihre Unternehmungen haben sich bisher bloß auf feindliche Streifzüge eingeschränkt, wobei sie das Vieh stehlen und allenfalls eine Contribution erpressen. Daher haben sie auch wenig Verkehr mit Maracaibo, weil ihre feindseligen Streifzüge größtentheils gegen diese Provinz gerichtet sind, und daher die Einwohner derselben gegen diese lästigen Nachbarn äußerst auf ihrer Huth seyn müssen. Diejenige spanische Stadt, welche die Soahiros-Indianer am meisten besuchen, ist Rio de la Hacha, die zum Vice-Königreich Santa-Fe gehört; sie begeben sich immer Truppweise dahin, um

ihren Tauschhandel daselbst zu betreiben, und vor ihnen her gehen bei solchen Zügen gewöhnlich ihre Weiber, die außer ihren Kindern auch oft noch solche ungeheure Lasten tragen, wie Lastthiere sie kaum fortzuschleppen im Stande wären. Bei ihrem Handel sind sie übrigens so äußerst mißtrauisch, daß sie auch den Gebrauch des Geldes, aus Furcht dadurch betrogen zu werden, noch durchaus nicht angenommen haben. Alle ihre Geschäfte bestehen bloß in Tauschhandel; sie geben meistens Pferde oder Ochsen, und äußerst selten nehmen sie etwas anders dagegen, als Branntwein, den sie leidenschaftlich lieben. Wenn sie außerdem zuweilen sehr dringende Bedürfnisse haben, so greifen sie ohne weitere Veranlassung zu den Waffen und fallen in eine von den benachbarten spanischen Besitzungen ein. Nach einigen wenigen Feindseligkeiten tragen gewöhnlich die Spanier auf Frieden an, und dieser wird auch meistens bald abgeschlossen, wenn sich nur unter den Bedingungen desselben etliche Fässer Branntwein befinden. Dergleichen Verträge werden besonders häufig zu Rio de la Hacha geschlossen, und durch diesen Mißbrauch müssen die Indianer nothwendig immer mehr aufgemuntert werden, ohne alle Ursache, Feindseligkeiten anzufangen; der wahre Grund von dieser feigen Nachsicht liegt jedoch in der Habsucht der Vorsteher dieser Stadt; denn weil dieselben dasjenige, was sie an die Indianer beim Friedensschluß abgeben müssen, jedesmal doppelt und dreifach ansetzen können, ohne daß man im Stand ist, ihnen nachzurechnen, so machen sie dabei einen unermesslichen Profit, und müssen folglich dergleichen Ereignisse eher wünschen als verhindern.

In allen spanischen Städten, wo diese Indianer entweder in Geschäften oder aus bloßer Neugierde hinkommen, werden sie immer sehr gut aufgenommen; anstatt jedoch dieses zu erwidern, erlauben sie vielmehr keinem Spanier, den Fuß auf ihr Gebiet zu setzen. Wer es wagen wollte, der würde seine Kühnheit unausbleiblich mit dem Leben bezahlen. Nur allein die spanischen Schleichhändler erhalten von ihnen, gegen Bezahlung, ein sicheres Geleit und eine Bedeckung, die sie durch ihr ganzes Land hindurch führt; aus diesem Grunde giebt es unter den Spaniern selbst sehr viele Personen, denen die Unabhängigkeit der Coahiros-Indianer und ihre ganze Verfassung sehr erwünscht und angenehm ist.

Ihr vorzüglichstes und nützlichstes Verkehr treiben diese Indianer mit den Engländern in Jamaica. Außer den Waffen und der nöthigen Munition, bekommen sie von denselben auch die Zeuche, worein sie sich kleiden; denn während sie unter der spanischen Herrschaft standen, hatten sie die Gewohnheit angenommen, sich zu bekleiden, und dies ist das Einzige, was sie noch beibehalten haben. Die Frauzimmer haben eine Art von Rock an, der bis etwas über das Knie heruntergeht, und auf der Seite so ausgeschnitten ist, daß der rechte Arm nackt bleibt. Die Mannspersonen tragen ein sehr kurzes Hemde, ein Paar Hosen, die nur bis auf den halben Schenkel gehen und einen kurzen über die Schultern zurückgeschlagenen Mantel. Beide Geschlechter suchen diesen Anzug noch durch eine Menge von Federn und durch Stückchen Gold, die sie an die Ohren, die Nase und die Arme befestigen, zu verschönern. Für die

Waaren, welche ihnen die Engländer zuführen, liefern sie diesen vorzüglich Perlen, die sie in ihren eigenen Häfen fischen, ferner Pferde, Maulthiere und Ochsen.

Selbst die Engländer, die doch ihre vertrauten Freunde sind, steigen nur äußerst selten ans Land, wenn sie in ihren Häfen einlaufen, weil sie von ihnen ermordet zu werden fürchten. Das ganze Tauschhandelsgeschäft wird am Bord ihrer Schiffe betrieben, und sie halten sich überhaupt in diesen Häfen nur so kurze Zeit, als möglich ist, auf. Diejenigen Schiffe, die ein Sturm an diese Küsten vershlägt, werden sogleich eine Beute dieser wilden Cannibalen. Sie fangen immer damit an, daß sie die Menschen auf denselben schlachten und ihr Fleisch verzehren; alsdann wird auch die Ladung unter alle Anwesenden zu gleichen Theilen vertheilt.

Die Stadt Caracas.

Caracas ist die Hauptstadt der Provinz, der Sitz des Generalcapitäns, der königl. Audiencia und des Generalintendanten. Es liegt unter dem $10^{\circ} 31'$ N. B. und unter dem $69^{\circ} 3'$ W. L. von dem Pariser Meridian. Es wurde im J. 1567 erbauet. Fast ein steter Frühling herrscht daselbst, welches von der Höhe ihrer Lage herrührt.

Die Stadt liegt in einem Thale wie in einem Kessel eingeschlossen. Ihre Lage ist höchst uneben. Das Wasser erhält sie durch vier kleine Flüsse, welche den Einwohnern außerdem noch viele Vortheile gewähren. Die Straßen sind gerade und gut gepflastert. Die Häuser sind größtentheils schön gebauet, und die der Reichen sind trefflich möblirt.

Sie ist der Sitz des Erzbischofs von Venezuela, dessen Sprengel einen sehr großen Umfang hat. Seine Einkünfte betragen im Durchschnitte jährlich 60,000 Piaster. Die Einwohner besuchen, wie überhaupt alle Spanier, den Gottesdienst sehr fleißig, und feiern alle Namenstage, welche im römischen Calendar stehen. Die Feiertage sind daher außerordentlich zahlreich. Die Processionen zu Ehren des Heiligen, dessen Fest man feiert, machen den wesentlichen Theil der Belustigungen aus, und finden immer Nachmittags statt. Diesen Aufzügen wohnt jederzeit eine große Menge von Menschen bei. Die vorzüglichste Verehrung erweisen die Spanier der heiligen Jungfrau. Nach den Processionen wird das Schauspielhaus am meisten besucht; indessen spielt man doch bloß an Feiertagen. Schauspieler und Schauspiele sind beide höchst elend. Auch spielt man noch Ball, dessen Spiel die Biscayer eingeführt haben. Lycäen, Lesegesellschaften, Kaffeehäuser u. s. w. findet man in Caracas nicht.

Die Spanier leben sämmtlich in ihren Häusern wie in Gefängnissen, und verlassen dieselben aus keinem andern Grunde, als um in die Kirche zu gehen oder ihre Geschäfte zu besorgen.

Die Anzahl der Einwohner besteht wenigstens aus 41 bis 42,000 Menschen, die Weiße, Sklaven, Freigelassene und eine Anzahl Indianer sind. Die Erstern machen ungefähr den vierten Theil, die Sklaven ein Drittheil, die Indianer den zwanzigsten Theil und die Freigelassenen den Rest aus. Alle Weißen sind entweder Ackerbauer, oder Kaufleute, oder Geisliche, oder Beamte; kein Einziger treibt ein Handwerk, oder

eine mechanische Kunst. Nach der Meinung der hiesigen Weißen wird der Mensch durch nichts so sehr entehrt, als durch harte Arbeit.

Die Europäer, die sich in dieser Stadt befinden, theilen sich in zwei sehr von einander verschiedene Klassen. Die Eine begreift alle in sich, die aus Spanien mit Bedienungen dahin kommen. Die Andere besteht aus denen, die dahin kommen, um durch Handel und Industrie ihr Glück zu machen. Die Meisten von diesen kommen aus den beiden Provinzen Catalonien und Biscaya.

Das weibliche Geschlecht ist sehr schön, gefühlvoll und liebenswürdig. Die Weiber sehen sehr weiß aus und haben dabei pechschwarze Haare, und sehr ausdrucksvolle Augen. Von Natur aber sind sie sehr klein; einen großen Theil ihres Lebens bringen sie an den Fenstern zu; ihr Anzug ist sehr geschmackvoll. Für die Erziehung des männlichen Geschlechts giebt es wenige Anstalten, für das weibliche aber gar keine.

Die Anzahl der Hauselaven ist sehr beträchtlich, und man schätzt daselbst den Reichthum eines Mannes nach der Anzahl von Sklaven, die er zu seinem Dienst im Hause hat. In jedem Hause sind wenigstens viermal so viel Diensthoten, als die Arbeit erfordert. In ganz Westindien giebt es keine einzige Stadt, worin in Verhältniß zu andern Einwohnern so viele Freigelassene und Abkömmlinge von Freigelassenen sind als zu Caracas. Sie treiben daselbst alle Arten von Handwerken, deren sich die Weißen schämen.

Eine andere Stadt ist Coayre, das auf allen Seiten von äußerst hohen Bergen so dicht umgeben ist,

daß die Steine, die von denselben herabstürzen, oft sehr beträchtlichen Schaden darin anrichten. Sie hat auf keiner Seite den geringsten Horizont, als bloß auf der Nordseite gegen das Meer zu. Die Straßen sind eng, ungerade und schlecht gepflastert.

Porto Cavello hat seinen Ursprung als Hafen bloß dem Schleichhandel zu verdanken. Sie hängt bloß durch eine Landzunge mit dem festen Lande zusammen, und die Anzahl ihrer Einwohner beläuft sich auf 7500 Seelen. Sie ist die Stapelstadt für den ganzen westlichen Theil der Provinz Venezuela. Ihr Hafen ist der beste in ganz Terrafirma und gewährt besonders die schönste Gelegenheit, um Schiffe auszubessern und neue zu erbauen.

Andere Städte des Landes sind Valencia mit 3000 Einwohnern, La Vittoria mit 7800 Einwohnern, Coro mit 10000 Einwohnern, Carora mit 6200 Einwohnern, Barquisimeto mit 11300 Einwohnern, Tocuyo mit 10200 Einwohnern, Guare mit 12300 Einwohnern und mehrere andere Städte.

Beschreibung der Kupfer.

Kupfertafel I.

Opferung eines Gefangenen bei den Antiern.

Die Antier sind sehr grausam, opfern ihre im Kriege gemachten Gefangenen und essen Menschenfleisch; ist derjenige, den sie im Kriege gefangen haben, ein gemeiner Mann, so zerstückeln sie ihn auf der Stelle, und geben seine Gliedmaßen ihren Freunden oder Dienern zu essen. Ist es aber eine angesehene Person, so versammeln sich die Bornehmsten mit ihren Weibern, um seinem Tode beizuwohnen. Wenn sie ihm alles abgenommen haben, binden sie ihn ganz nackt an einen dicken Pfahl, und zerschneiden ihn am ganzen Leibe mit Messern, die aus einem sehr scharfen Kieselsteine gemacht sind. Bei dieser grausamen Hinrichtung schneiden sie ihm nicht gleich anfänglich ganze Gliedmaßen ab, sondern nehmen bloß das Fleisch von den fleischigsten Theilen, z. B. von den Waden, Scheukeln, Hinterbacken und Armen.

Hierauf färben sich Männer, Weiber und Kinder mit dem Blute des unglücklichen Schlachtopfers. Das Fleisch kochen oder braten sie nicht etwan erst, ehe sie es essen, sondern verschlingen es roh und ohne es vorher zu kauen. Die Weiber färben sich die Wärtchen an den Zehen mit dem Blute des Unglücklichen; hierauf lassen sie ihre Kinder saugen. Diese grausame Hinrichtung setzen sie mit vieler Freude so lange fort, bis der Gefangene zu leben aufhört; alsdann essen sie auch nichts mehr von seinem Fleische und seinen Eingeweiden. Das Fleisch von lebendigen Menschen sehen sie für einen großen Leckerbissen an, und halten es für etwas Heiliges. Hat der Gefangene bei seiner Zerfleischung die geringsten Schmerzen verrathen, oder den geringsten Seufzer ausgestoßen, so zermalmen sie seine Knochen, nachdem sie das Fleisch davon gegessen haben, und werfen sie mit großer Verachtung auf den Schindanger oder in den Fluß. Ist er hingegen mutbig und standhaft geblieben, so trocknen sie seine Knochen, stellen sie auf die Berggipfel, halten sie für Götter, beten sie an und bringen ihnen Opfer. Die Antier sollen aus Mexico gekommen seyn und haben nachher alle Gegenden von Darien und Panama bevölkert.

Kupfertafel II.

Ritterschlag bei den Yncas.

Diejenigen werden zu Rittern geschlagen, die sich durch irgend eine große That ausgezeichnet haben. Wenn der König auf-

gehört hatte zu reden, näherte sich ein junger Krieger nach dem andern und kniete vor ihm nieder, wo sie von ihm das vornehmste Zeichen der Ehre erhielten, das darin bestand, daß ihnen die Ohren durchbohrt wurden. Der Ynca durchstach sie ihnen selbst und zwar an der Stelle, wo man gewöhnlich die Ohrgehänge trägt; dies geschah mit großen starken goldenen Nadeln, die er darin ließ, damit sie das Loch nach und nach erweiterete. Der neue Ritter küßte darauf dem Ynca die Hand; alsdann gieng er weiter und warf sich vor einem andern Ynca nieder, der ein Oheim oder ein Bruder des Königes war, und nach ihm den zweiten Rang hatte. Dieser Ynca zog ihm seine Schuhe von Stricken aus und legte ihm andere schönere an, dergleichen der König und die übrigen Yncas trugen. Hierauf küßte er ihn auf die rechte Schulter. Endlich trat der neue Ritter in einen kostbar ausgeschmückten Ort, wo die andern ältesten Yncas ihm eine Binde gaben, die er aber nicht eher tragen durfte, als bis er mündig worden war.

Kupfertafel III.

Verheirathung der Prinzen vom Geblüte bei den Yncas.

Die Yncas heiratheten nicht frühzeitig. Das Mädchen mußte wenigstens achtzehn bis zwanzig und die Maansperson vier und zwanzig Jahr alt seyn. Mit der Verheirathung gieng es folgendermaßen zu. Der Ynca ließ alle Jahre oder ein Jahr um andere zu einer gewissen Zeit alle diejenigen von seinem Geblüte, männlichen und weiblichen Geschlechts, die sich verheirathen wollten, in der Stadt Cuzco zusammen kommen. Wenn sie bei einander waren, stellte er sich mitten unter sie, und rief jedes Paar bei seinem Namen. Sie traten vor ihm, er nahm sie bei der Hand, ließ sie einander Liebe und Treue versprechen, und übergab sie hierauf ihren Anverwandten und Eltern. Alsdann giengen die Neuvermählten in das Haus des Vaters des Bräutigams, wo die Hochzeit drei, vier und mehr Tage lang dauerte.

Kupfertafel IV.

Betragen der Peruaner bei einer Mondfinsterniß.

Die Peruaner waren höchst abergläubisch und geriethen bei jeder Sonnen- und Mondfinsterniß in das größte Schrecken. Wenn der Mond verfinstert wurde, so hielten sie ihn für krank, und wenn eine Totalfinsterniß eintrat, so besorgten sie, er möchte vom Himmel fallen, sie sämtlich erschlagen und das Weltende verursachen. Sobald sich daher der Mond zu verfinstern anfing, machten sie ein schreckliches Geräusch und Getöse mit Trompeten, Hörnern, Cymbeln, Pauken und Trommeln. Außerdem banden sie die Hunde an und prügelten sie weidlich durch, damit sie tüchtig bellen und heulen sollten. Sie hofften, der Mond werde aus

der Betäubung wieder erwachen, die ihm seine Krankheit verursachte, indem sie wäbnten, er habe eine besondere Zuneigung gegen die Hunde, weil sie ihm einstmal's einen großen Dienst erwiesen hätten. Ihre Kinder forderten sie auf, brav zu schreien, den Mond mit Thränen anzurufen, ihn *Mama Cuilla*, d. i. liebe Mutter Mond zu nennen und ihn mit Weinen und Seufzen zu bitten, daß er doch nicht sterben möchte, damit sein Tod nicht die Ursache ihres allgemeinen Unterganges würde. Die alten Männer und Weiber stimmten in dies Geheule und Getöse mit ein. Je nachdem die Finsterniß groß oder klein war, in dem Verhältnisse beurtheilen sie auch die Gefährlichkeit seiner Krankheit.

So wie er nach und nach sein Licht wieder erhielt, sagten sie, er fange an besser zu werden; *Pachacamac* der die Welt erhalte, hätte ihm geholfen und ihm ausdrücklich befohlen, nicht zu sterben. Hatte er nun sein völliges Licht wieder erhalten, so freuten sie sich herzlich über seine Genesung und dankten ihm, daß er nicht gestorben und herunter gefallen wäre.

Kupfertafel V.

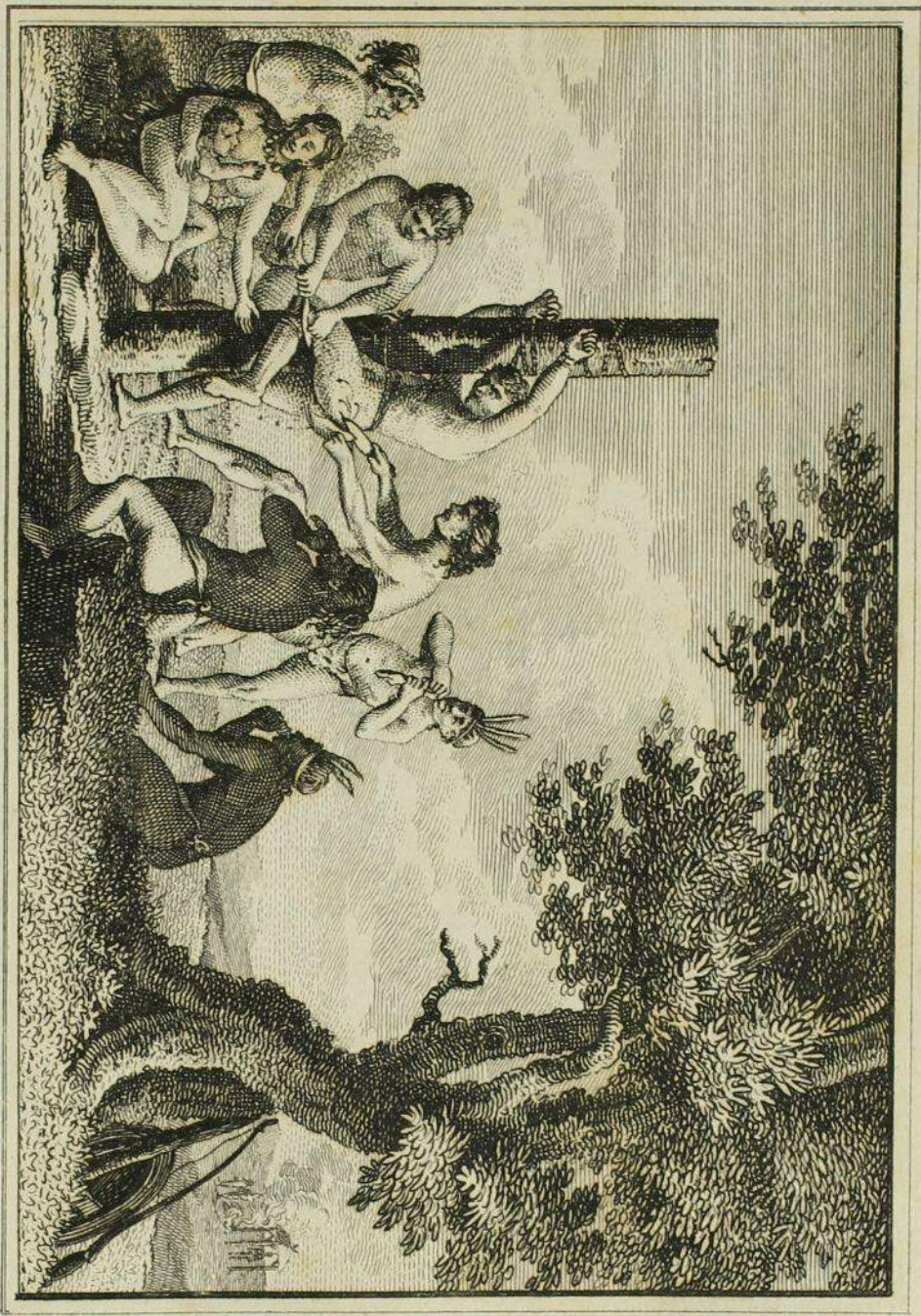
Der Sonnentempel zu Cuzco *).

Unter allen öffentlichen Gebäuden wurde zu den Zeiten der *Incas* keins höher geschätzt als der Sonnentempel zu Cuzco. Alle Könige wetteiferten um die Wette, ihn zu verschönern. Der Hauptaltar dieses Tempels war gegen Morgen, und das Dach von sehr dickem Holze, das mit Stroh gedeckt war, weil man von Ziegeln, vom Schiefer u. s. w. damals noch nichts wußte. Die vier Wände waren von oben bis unten ganz mit Gold überzogen. Um den Tempel waren in dem Hause der Sonne fünf Nebengebäude. Das Erste war zur Wohnung des Mondes, als der Gemahlin und Schwester der Sonne bestimmt; das Zweite gehörte der Venus und allen übrigen Gestirnen; das Dritte war dem Blitze, dem Donner und Wetterstrahle; das Vierte dem Regenbogen bestimmt. Das Fünfte war für den Oberpriester und andere Priester bestimmt, welche am Tempel dienten und sämmtlich von königl. Geblüte seyn mußten. Alle diese Gebäude waren mit der größten Pracht ausgeschmückt, und die Anbeter der Sonne näherten sich ihnen mit großer Ehrfurcht.

Kupfertafel VI.

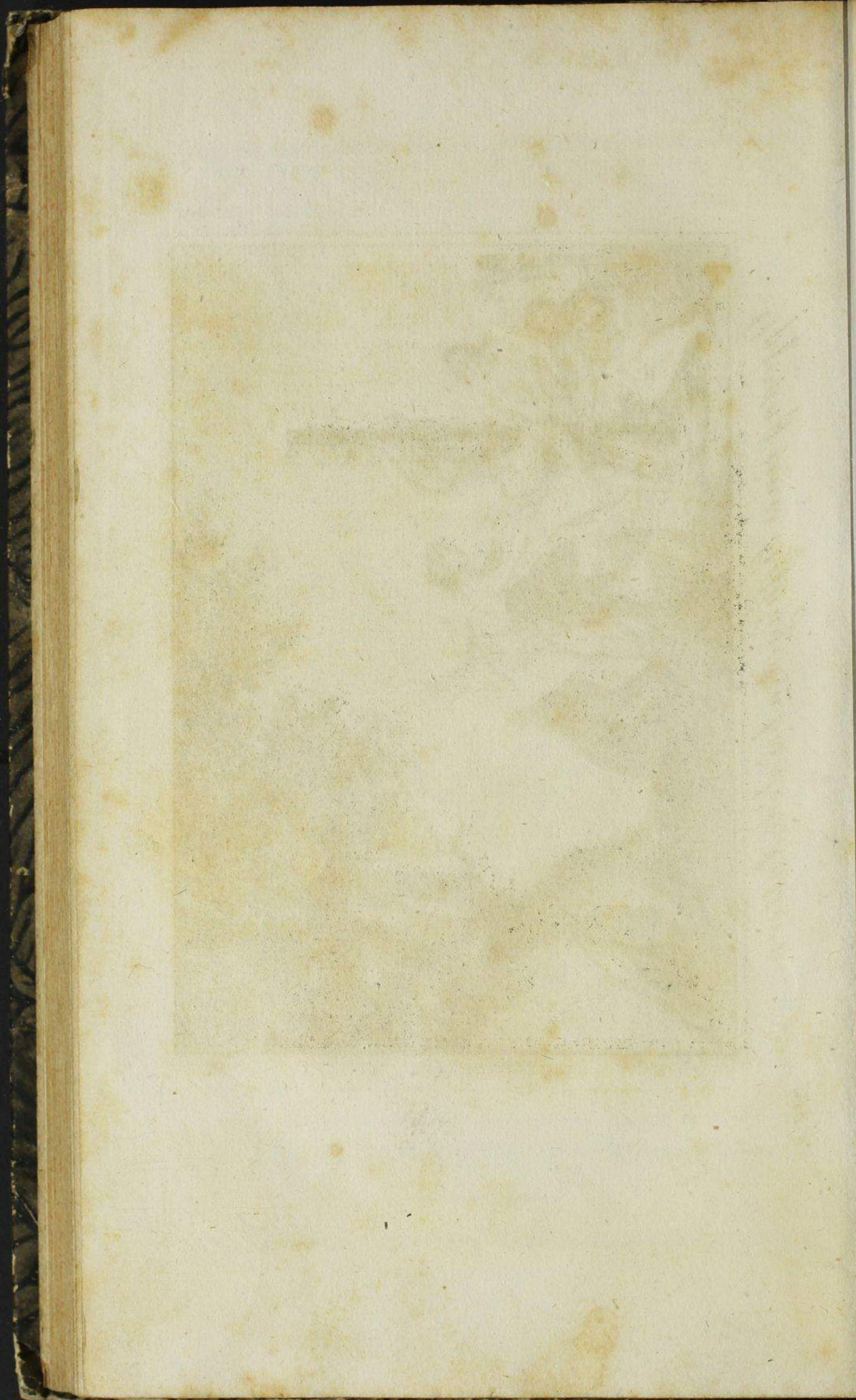
Dies sind Indianer aus Gujana, die den Wilden in Brasilien, Peru und Caracas gleichen. Sie durchbohren sich das Gesicht in der Nähe des Ohres. Die Weiber müssen alle Arbeiten verrichten, und die Männer genießen während der Zeit der Ruhe.

*) So muß auch die Ueberschrift auf der Kupfertafel heißen.



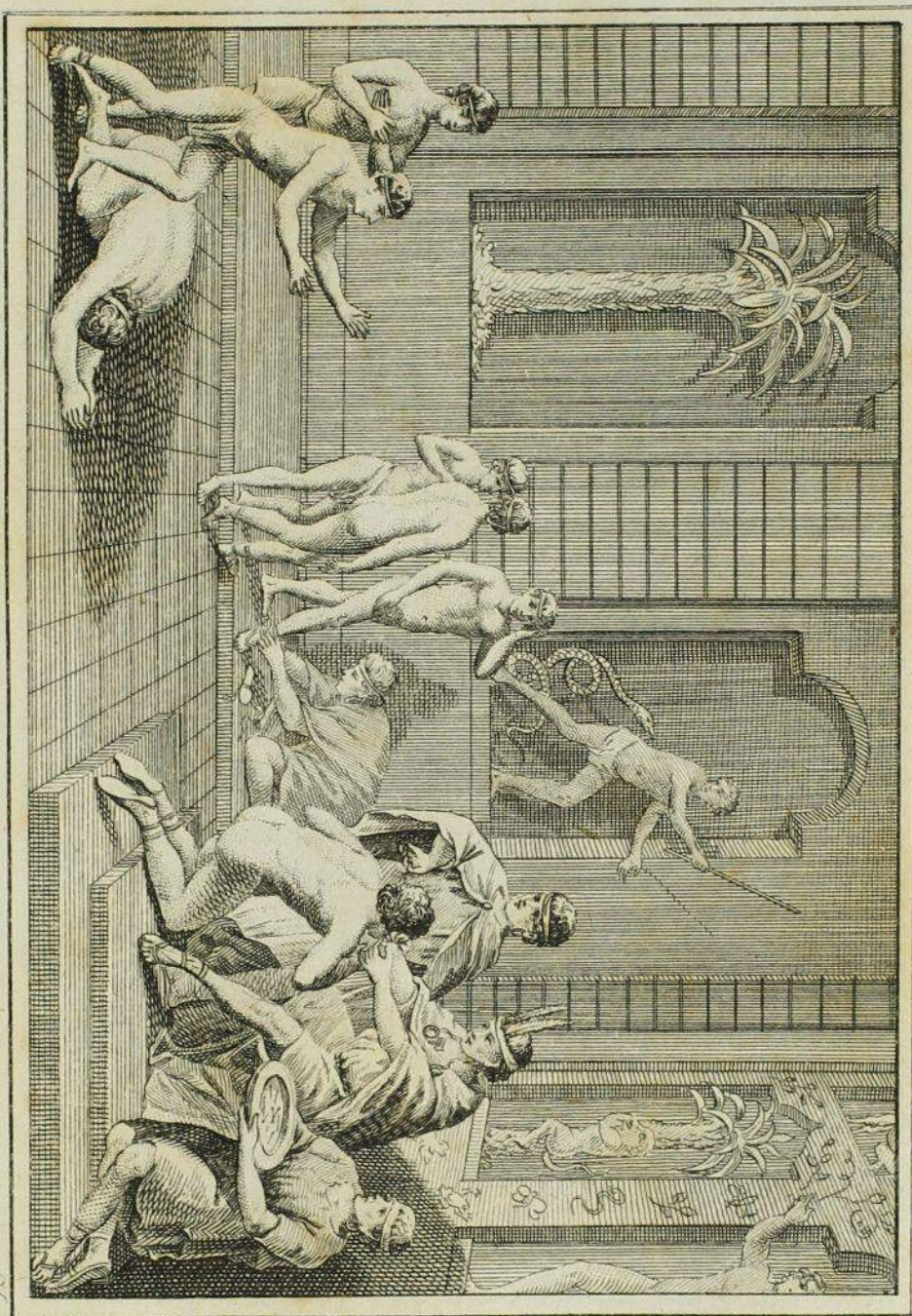
Opferung eines Gefangenen bei den Antiern.

N^o 1.



Attestation by the Hon. Secy.

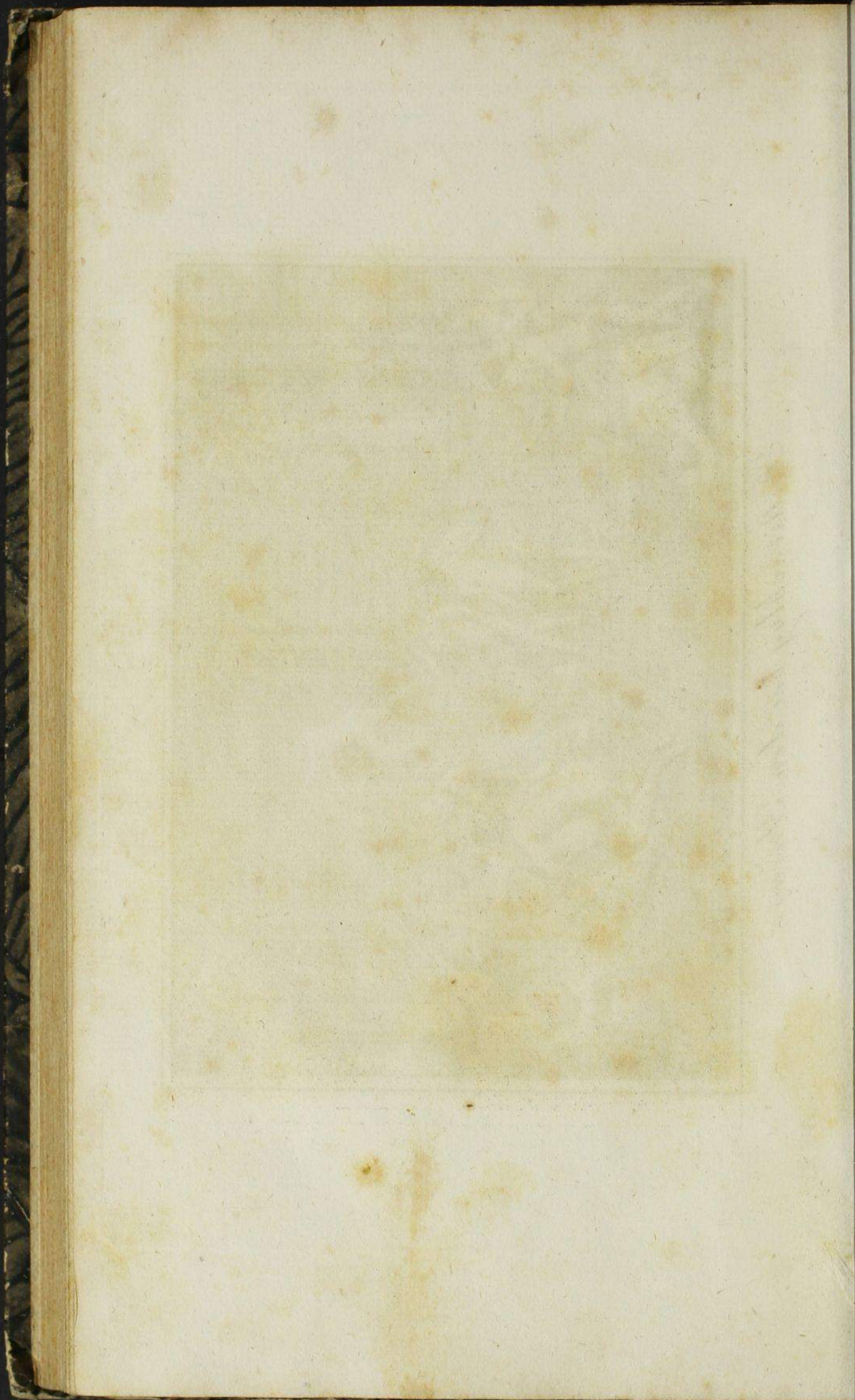
1852



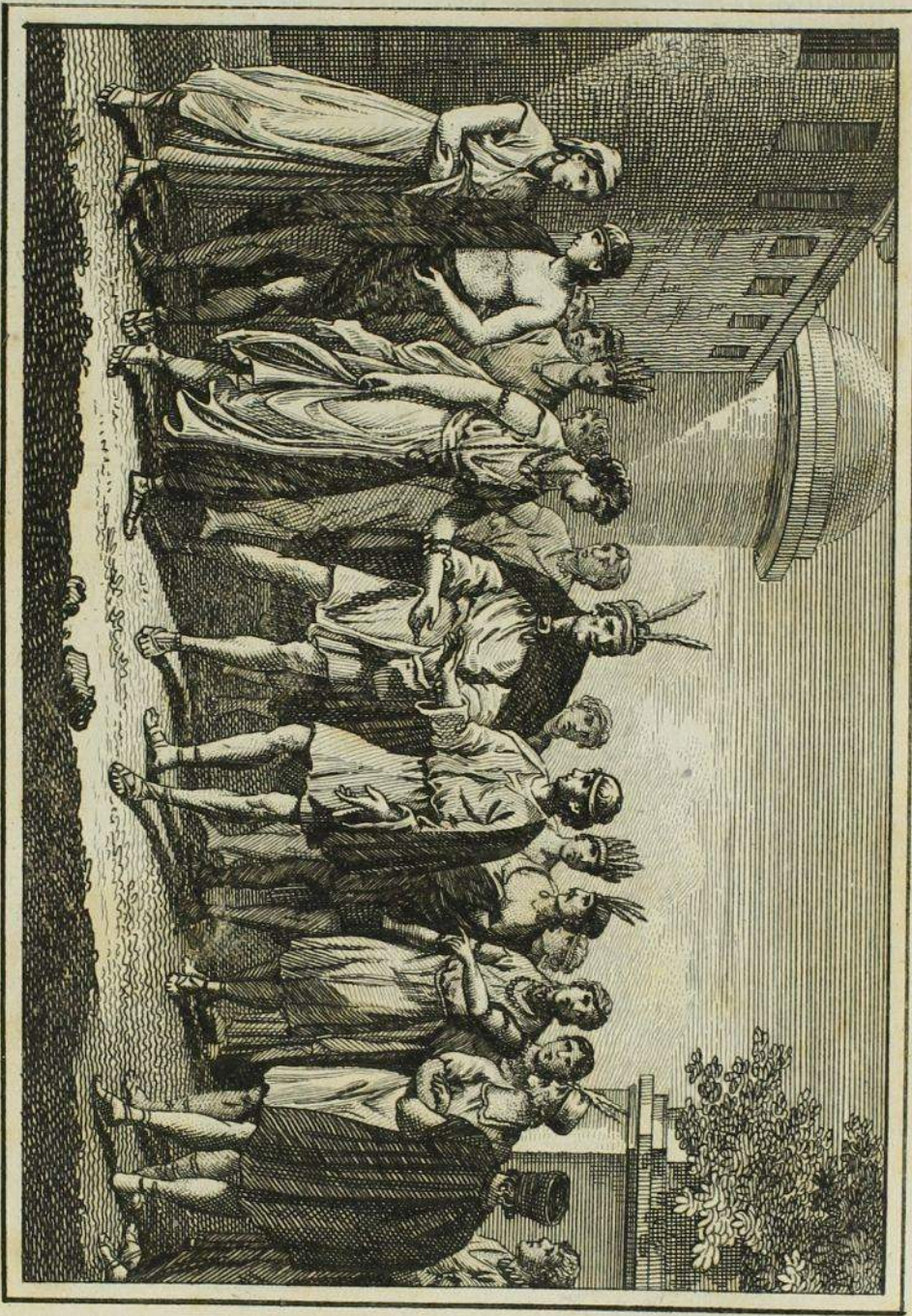
Ritterschlag bei dem Ancau.

N^o 2.

Handwritten text on the left edge of the page, partially obscured by the binding.



Handwritten text on the right edge of the page, likely bleed-through from the reverse side. The text is written in a cursive script and is partially obscured by the binding edge.

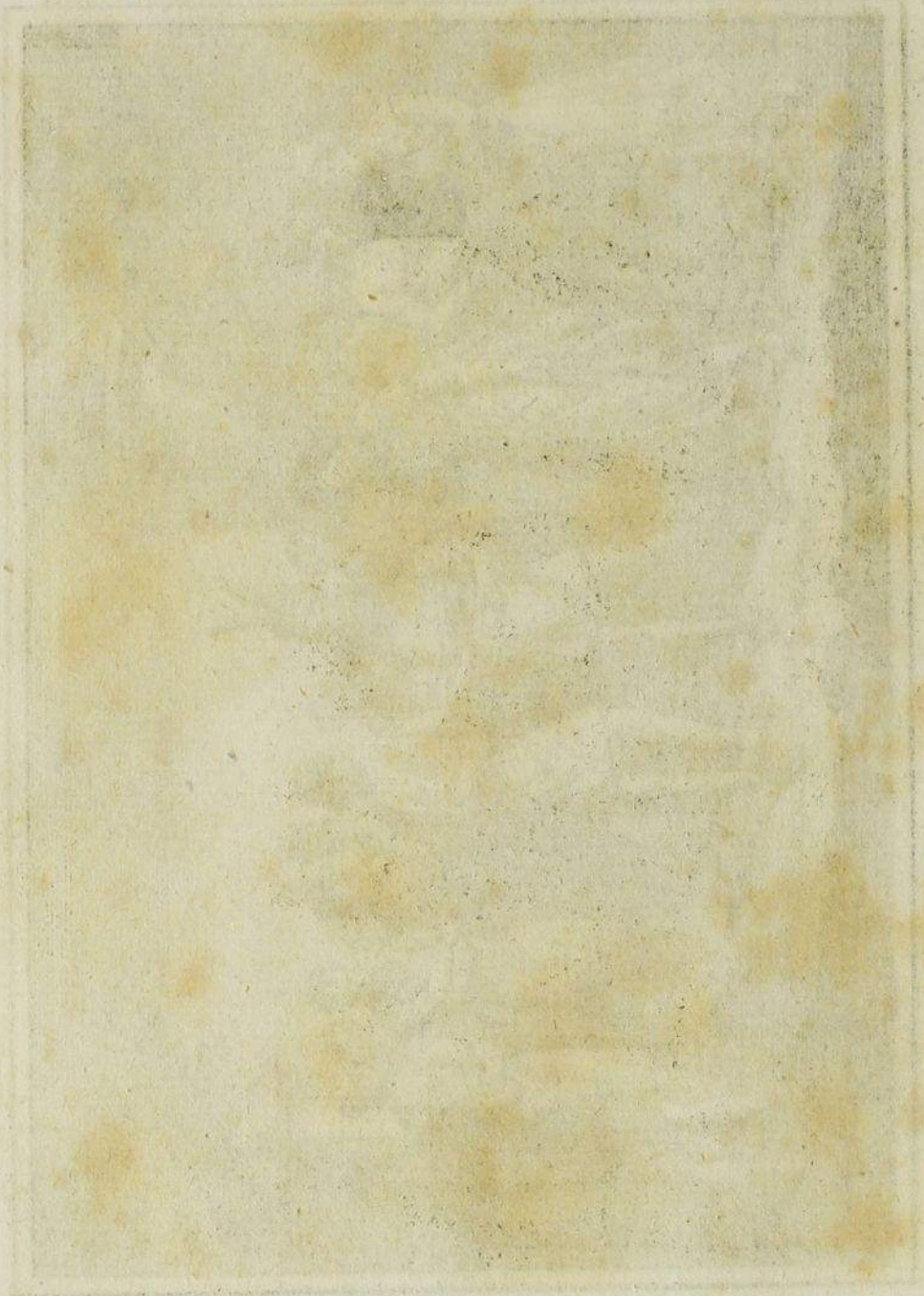


Verbeurthung der Prinzen vom Gebürge bei den Theas.

N^o 5.

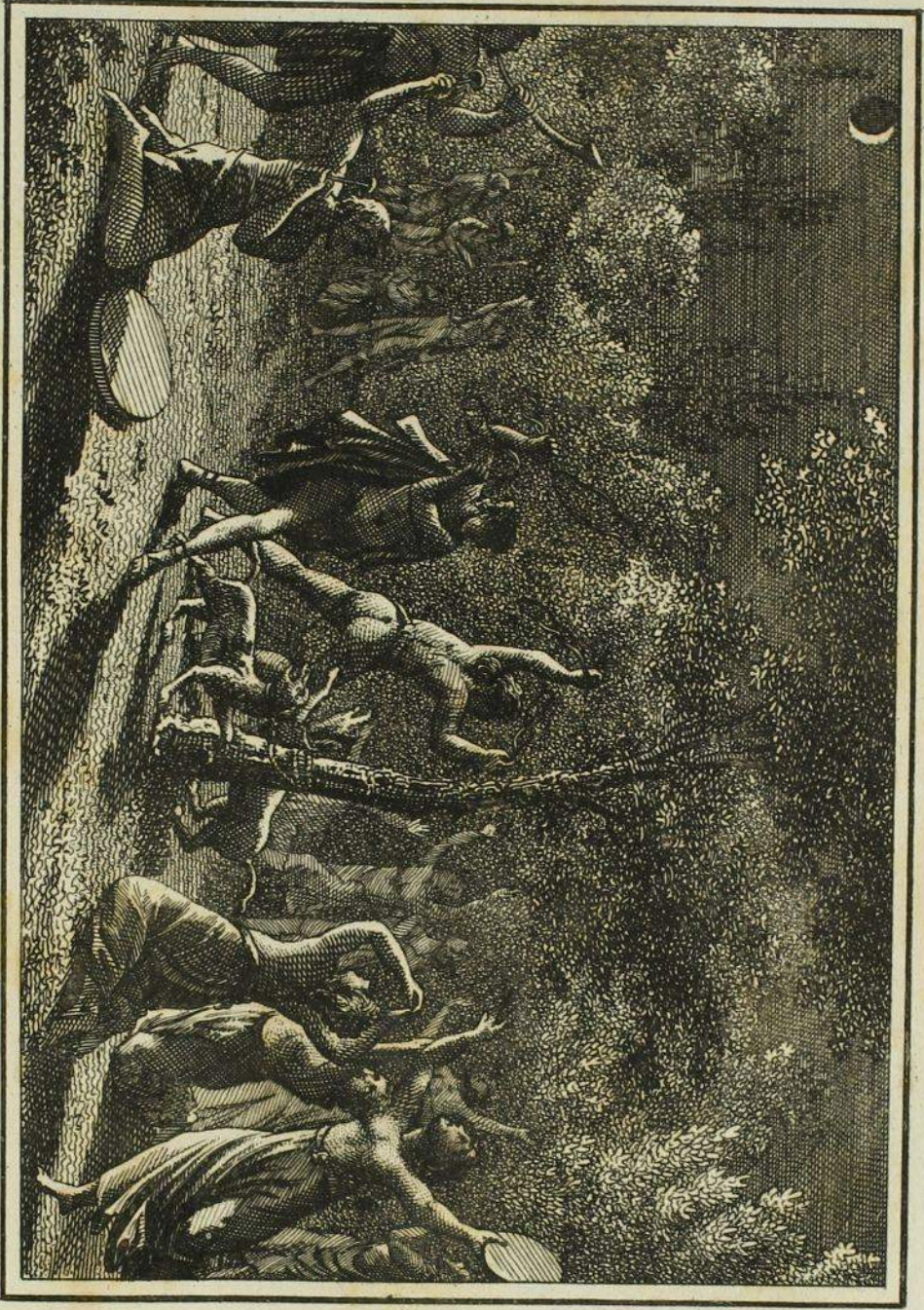
Verbeurthung der Prinzen vom Gebürge bei den Theas.

1789.

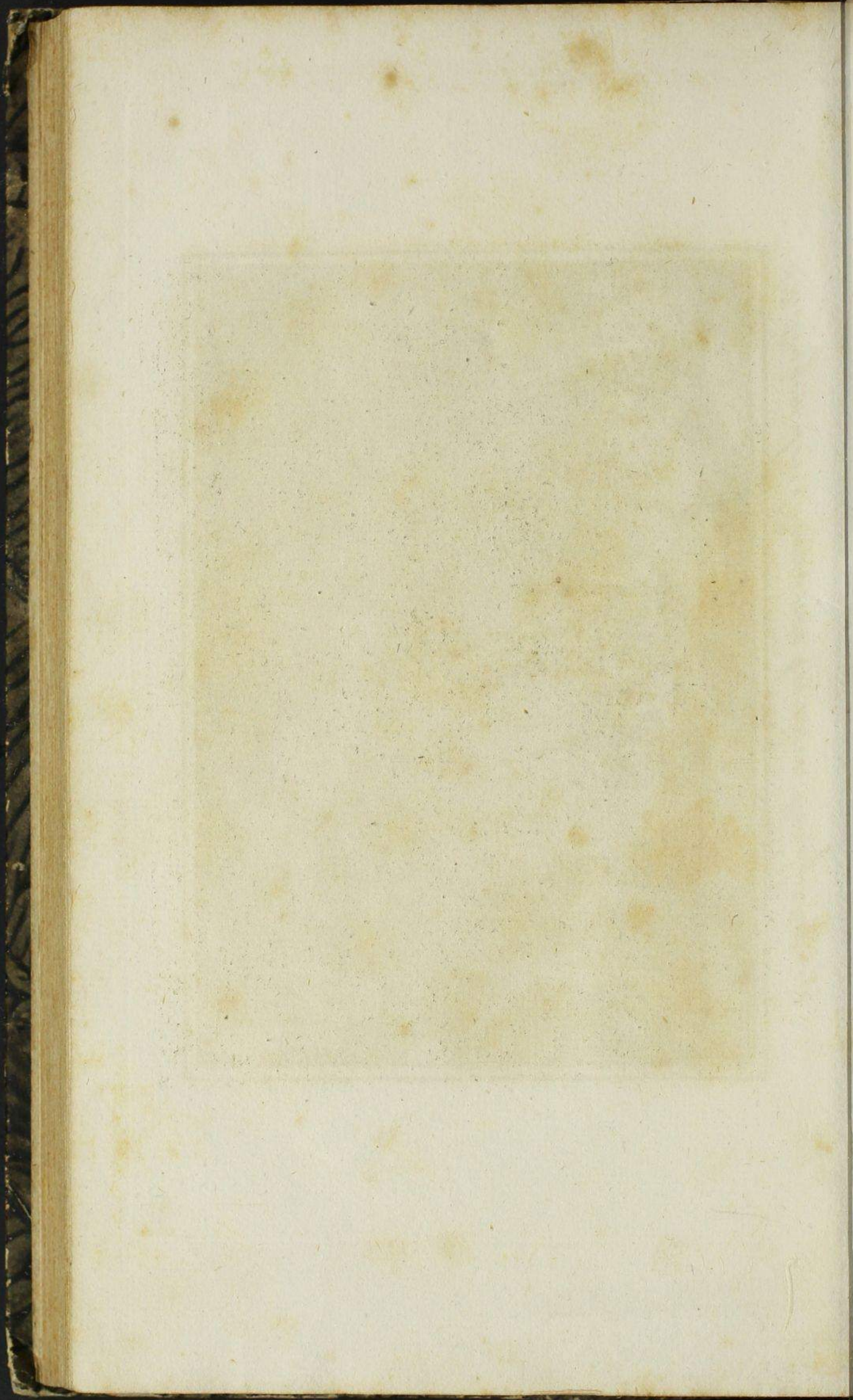


Faint handwritten text, possibly a signature or date, written vertically on the right side of the page.

Faint handwritten text, possibly a signature or date, written vertically on the right edge of the page.

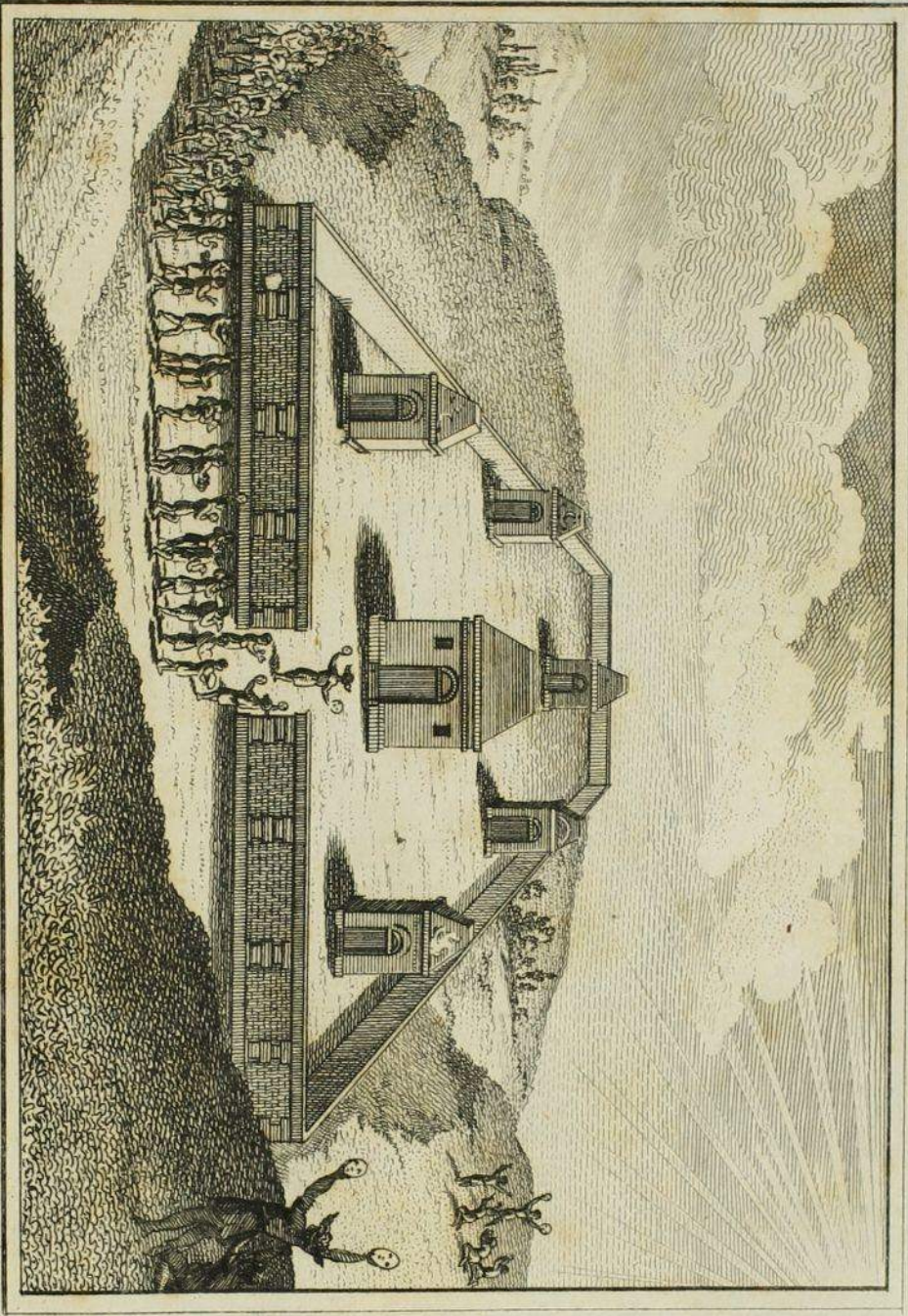


Betragen der Peruaner bei einer Mondfinsterniß.

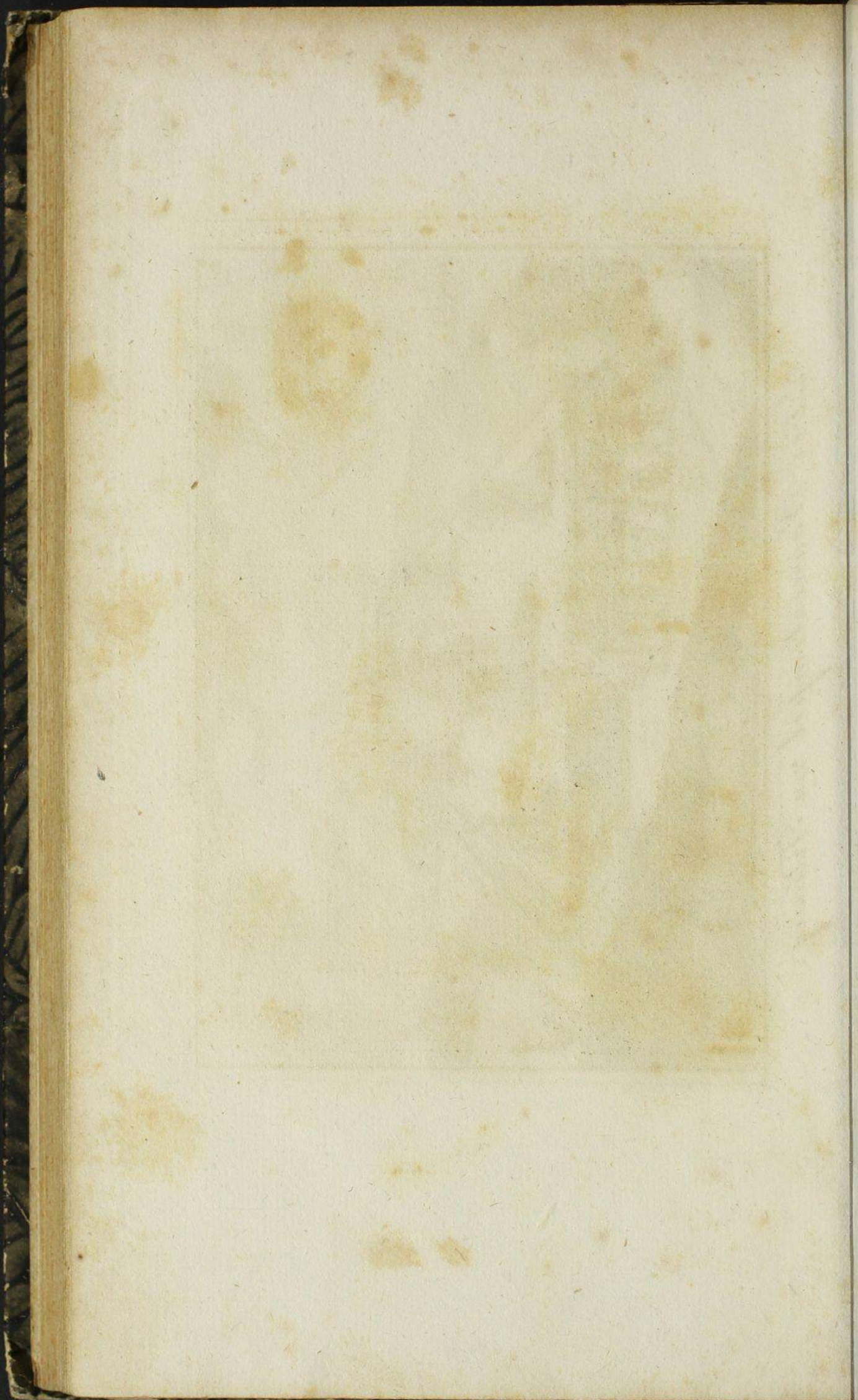


Der Sommerabend von Schiller

1795

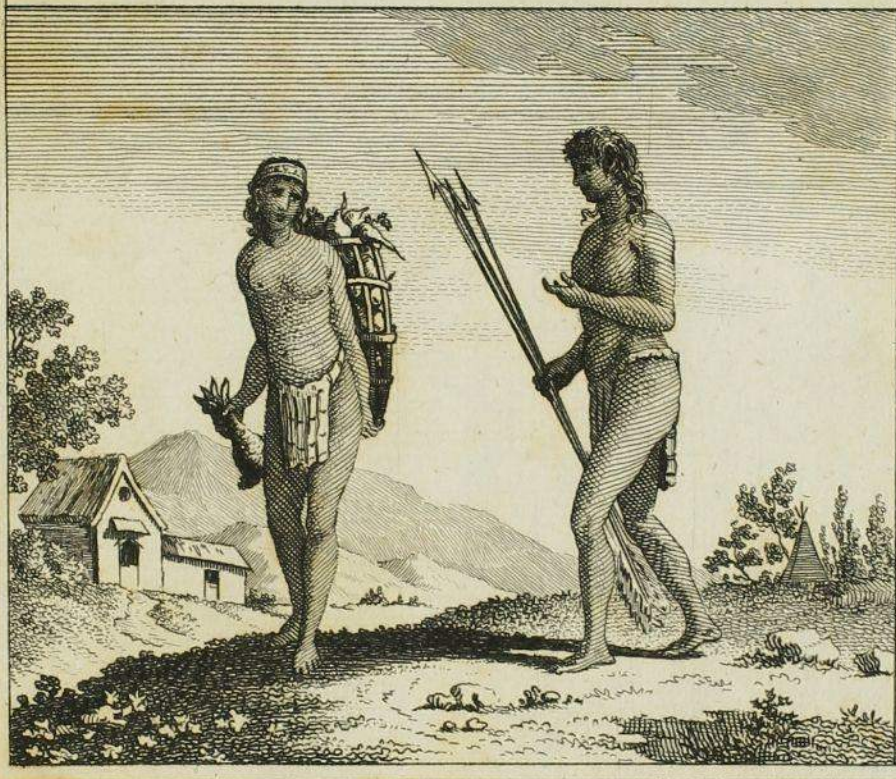


Der Somentempel zu Sion



Akoquona

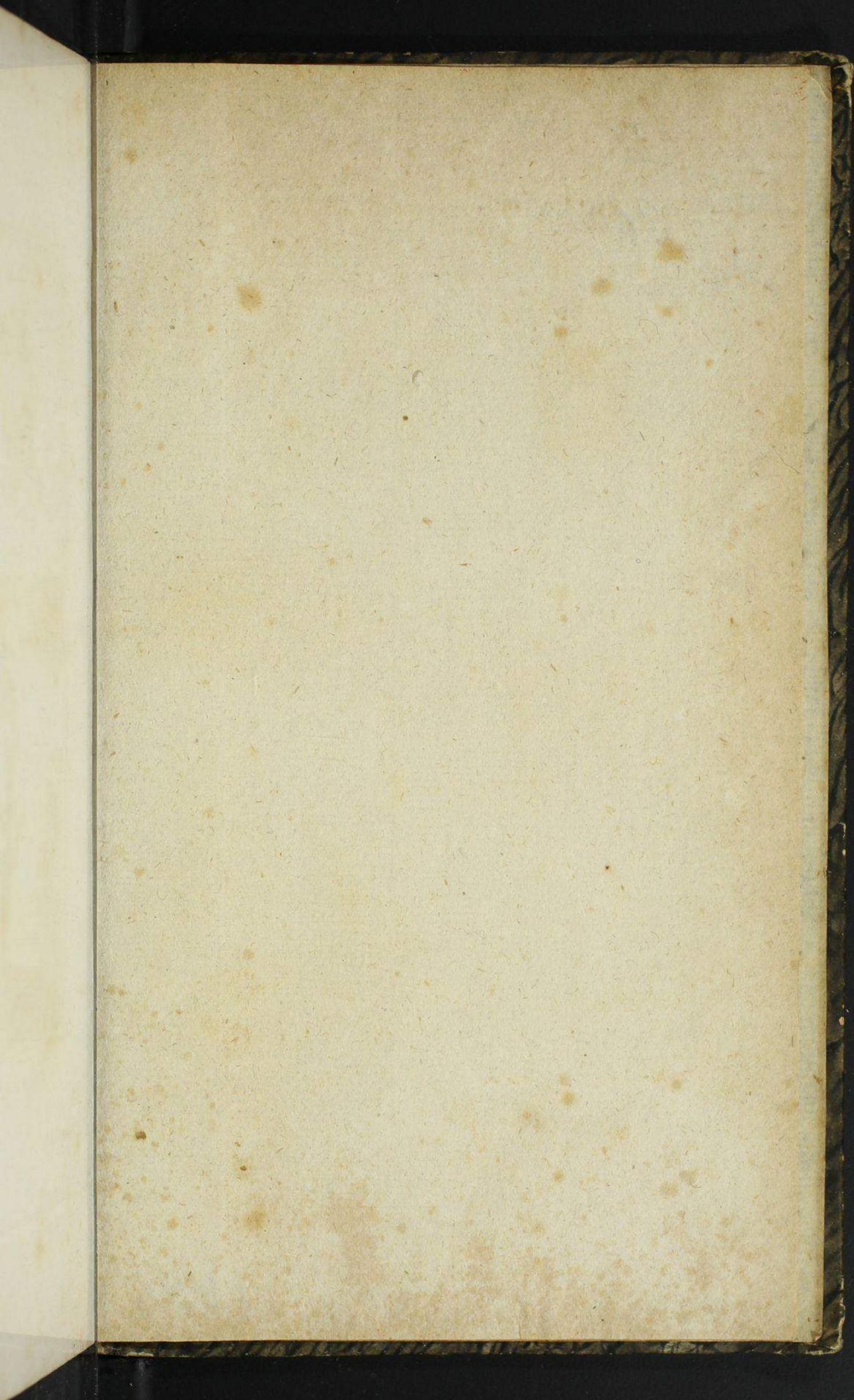
Palikur



Indianer und Indianerin aus Guiana.

N^o 6.





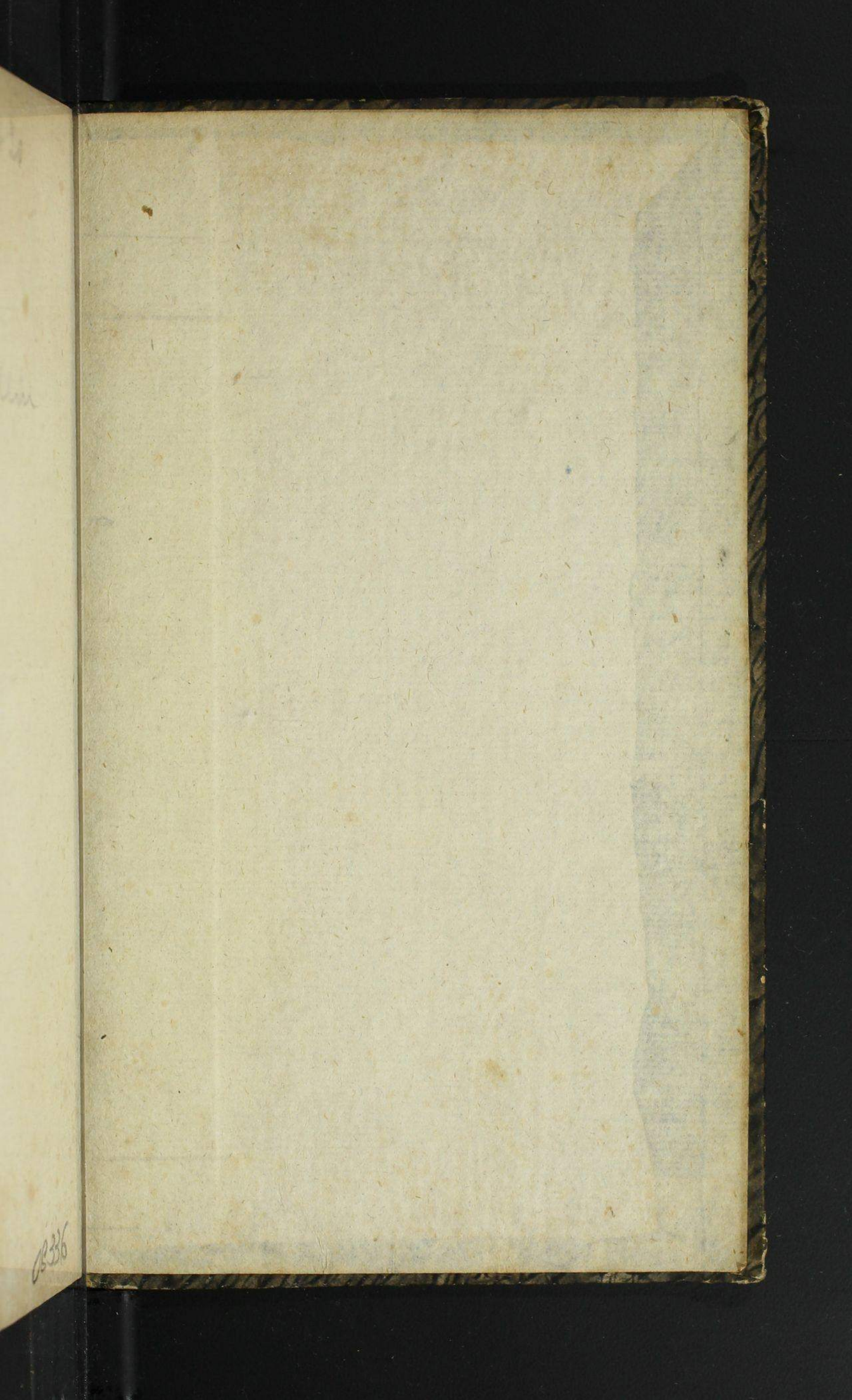
W file / not so

50 - 300,00

7/10

San J. E. Mendline

08336



0336

